Sonntag, den 20. Juli 1930

Opłata pocztowa uiszczona ryczałtem

Einzelnummer 30 Groschen

Lodzer Volkszeitung

Zentralorgan der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens.

Nr. 196. Die „Lodzer Volkszeitung“ erscheint täglich morgens, an Tagen nach einem Feiertag oder Sonntag mittags. Abonnementspreis: monatlich mit Zustellung ins Haus und durch die Post Zl. 5.—, wöchentlich Zl. 1.25; Ausland: monatlich Zl. 8.—, jährlich Zl. 96.—. Einzelnummer 20 Groschen, Sonntags 30 Groschen.

Schriftleitung und Geschäftsstelle: Lodz, Petrikauer 109. Telephon 136-90. Postscheckkonto 63.508. Geschäftsstunden von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends. Sprechstunden des Schriftleiters täglich von 2.30—3.30.

Anzeigenpreise: Die siebengespaltene Millimeterzeile 15 Groschen, im Text die dreigespaltene Millimeterzeile 60 Groschen. Stellengesuche 50 Prozent, Stellenangebote 25 Prozent Rabatt. Vereinsnotizen und Ankündigungen im Text für die Druckzeile 1.— Zloty; falls diesbezügliche Anzeige aufgegeben — gratis. Für das Ausland 100 Prozent Zuschlag.

8. Jahrg.

Zwei Kriegsminister und ein Amt.

Was bedeutet die Ernennung des Generals Konarzewski zum Leiter des Kriegsministeriums?

Die Abendblätter von Donnerstag brachten nachstehende bemerkenswerte Meldung:

„Am 14. d. M. wurde die Ernennung des ersten Vizekriegsministers, General Daniel Konarzewski, zum Leiter des Kriegsministeriums vollzogen. Die Telegraphenagentur, die die Ernennung bekannt gab, versah diese Nachricht mit der Bemerkung, daß die Obliegenheiten des Kriegsministers dem General Konarzewski für die Zeit des Urlaubs des Kriegsministers übertragen worden seien, ebenso wie seinerzeit vor drei Jahren gelegentlich des Kuraufenthalts des Marschalls in Rumänien“ ...

Die Warschauer Sanacja-Presse brachte diese Meldung an untergeordneter Stelle in kleiner kaum sichtbarer Aufmachung. Der Krakauer „Il. Kurjer Codzienny“ machte aus ihr eine Sensation mit großer, in die Augen fallender Balkenüberschrift und versah diese mit folgendem Kommentar:

„Eine große Sensation für die politischen Kreise bildet die Tatsache, daß die Leitung des Kriegsministeriums dem bisherigen Vizekriegsminister, General Konarzewski, übertragen wurde, d. h. daß Marschall Pilsudski sich von der Leitung des Kriegsamtes zurückzieht. Dem Vizeminister General Daniel Konarzewski wurde das in Frage kommende Ernennungsdekret gestern (d. h. am Donnerstag) eingehändigt.

Die Uebertragung der Obliegenheiten des Kriegsministers auf General Konarzewski — so schreibt das Blatt — sei wie man sich denken kann, durch die Notwendigkeit der Erledigung verschiedener laufender Angelegenheiten erfolgt, die infolge des Aufenthalts des Marschalls im Wilnagebiet eine Verzögerung erleiden könnten.

Die Uebernahme der Leitung des Kriegsministeriums darf keineswegs als Verzicht des Marschalls Pilsudski auf die faktische Leitung des Heeres gedeutet werden, dies um so weniger, als Marschall Pilsudski weiterhin Generalinspektor der gesamten polnischen Streitkräfte verbleibt.“

Der „Il. Kurjer Codzienny“ sucht die Ernennung des Generals Konarzewski zum Leiter des Kriegsressorts als etwas ganz normales hinzustellen und schreibt, daß General Konarzewski als stellvertretender Minister nicht befugt gewesen sei, die Beschlüsse und Verordnungen des Ministerrats zu unterschreiben. Er sei daher auf Wunsch Marschall Pilsudskis zum Leiter des Kriegsministeriums ernannt worden, „damit seine Unterschrift vollgültig erscheine“.

Auf Grund der Verfassung und gemäß unserer bisherigen Gepflogenheiten sei der „Leiter eines Ministeriums“ eigentlich immer ein vollwertiger Minister. Herr Matuszewski war Leiter des Finanzministeriums in den Kabinetten Switalski und Bartel und ist es auch im Kabinett des Obersten Slawek — also seit anderthalb Jahren ist er nominell nur Leiter des Ministeriums, aber niemand wird es einfallen, ihm Rechte oder Titel eines „Ministers“ abzusprechen.

Logisch genommen haben wir jetzt zwei Kriegsminister: einen faktisch amtierenden — General Konarzewski, und einen nominellen, aber beurlaubten — Marschall Pilsudski.

Die Situation ist in Wirklichkeit ungewöhnlich. Eine Gepflogenheit, daß ein Ressort sogar zwei Minister aufzuweisen hat, ist bisher noch in keinem Staate zu verzeichnen gewesen!

Die Angelegenheit des Urlaubs des Marschalls Pilsudski hätte in dieser oder jener Weise erledigt werden können, so daß Marschall Pilsudski für längere oder kürzere Zeit dem Amt des Kriegsministers fernbleiben konnte, oder General Konarzewski hätte ihn so vertreten können, wie alle anderen beurlaubten Minister vertreten werden. Warum man aber gerade hier zu einer so merkwürdigen Prozedur gegriffen hat, ist unerklärlich.

Die Antwort Polens

auf die Beschwerde der Danziger Regierung wegen der Benachteiligung Danzigs.

Danzig, 19. Juli. Am Sonnabend hat der diplomatische Vertreter der Republik Polen in Danzig dem Völkerbundkommissar Graf Gravina die Antwort der polnischen Regierung auf die Beschwerde der Danziger Regierung wegen der Benachteiligung des Danziger Hafens gegenüber Gdingen überreicht. In der polnischen Antwort heißt es u. a.: Die polnische Regierung sei der Ansicht, daß der Antrag des Danziger Senats nicht Gegenstand eines Streites zwischen Danzig und Polen sein könne, da er gegen die Politik und wirtschaftliche Unabhängigkeit und Souveränität des polnischen Staates und gegen das Recht der freien Entwicklung gerichtet sei. Im übrigen lege die polnische Regierung jedoch großen Wert auf die Entwicklung des Danziger Hafens, den sie für einen der größten Faktoren ihrer wirtschaftlichen Politik halte. Der Note liegt eine mit reichem statistischem Material versehene Denkschrift bei, die die aufsteigende Entwicklung des Danziger wirtschaftlichen Lebens im Zusammenhang mit Polen nachweisen soll. U. a. wird betont, nicht nur der Verkehr der Massengüter sei gestiegen, sondern gleichmäßig auch der Verkehr hochwertiger Stückgüter und Waren.

Sanacjaschikanen in Wollstein.

Für die Ueberschrift: „Precz z sajdanem!“ ins Irrenhaus gesperrt.

Zum Sekretär der Nationalen Partei in Wollstein, Kadzinski, kamen am vorvergangenen Freitag zwei Polizeifunktionäre, zeigten eine Verordnung des Starosten vor und führten eine Leibesrevision durch, und zwar deshalb, weil gegen Kadzinski angeblich eine Anzeige gemacht worden war, daß er eine Schußwaffe besitze. Die Waffe fand man bei Kadzinski nicht. Wie es sich später herausstellte, stützte sich die unbegründete Anordnung des Starosten auf einen Vermerk im Wollsteiner „Orendownik“, wo ein bestimmtes Individuum Kadzinski gedroht haben soll, ihn zu verprügeln, worauf letzterer erklärt hat, er habe in der Tasche etwas, womit er sich werde wehren können.

Kadzinski, der schon früher durch seinen Humor bekannt war (einem Sanacja-Redner überreichte er während dessen Rede einen Teller mit Mostrich), schrieb auf das Band seines Hutes die Worte: „Precz z sajdanem“ und ging so auf die Straße. Niemanden hielt er an. Die Leutchen lachten im stillen, als sie die Aufschrift sahen. Jedoch die Sanacjabehörden machten daraus sofort eine große Affäre. Man schickte Kadzinski die Polizei ins Haus und befahl, diesen zum Kreisarzt zu führen. Kadzinski verblieb einige Stunden unter Polizeiaufsicht, wonach er, auf Befehl des Starosten, nach dem Krankenhaus für Irrsinnige in Kosten geschickt wurde. Der Kreisarzt Dr. Nowak, ein bekannter Sanator, hatte nämlich „vermutet“, daß K. an Verfolgungswahn leide. Die Familie und die Bekannten Kadzinskis unternahmen sofort Bemühungen bei den zuständigen Behörden, damit diese in diese unerhörte Affäre Einsicht nehmen und die Freilassung Kadzinskis veranlassen sollen. Diese Bemühungen zeitigten jedoch kein Resultat. Die Antragsteller erhielten nicht einmal eine Antwort auf ihr schriftliches Gesuch.

Es muß unterstrichen werden, daß Kadzinski schon lange ein Dorn im Auge der örtlichen Sanacja war. Man schwärzte ihn bei seinen Vorgesetzten im Büro an, verhörte ihn wegen eines jeden Satzes, den er irgendwo in einer Versammlung gesagt hatte, ihm wurde verboten, im Grenzstreifen zu verbleiben usw. Schließlich wurde er für die Aufschrift „Precz z sajdanem“ ins Irrenhaus gesperrt. Sehr charakteristisch!

Unsere Sorgenkinder.

Selbst eine Betrachtung über das Arbeitslosenproblem kann heute nicht nach freier Ueberzeugung angestellt werden. Der Arbeitslose, der sich heute darüber wundert, daß so wenig geschieht, um ihm aus seiner schlimmen Lage herauszuhelfen, weiß oft nicht, daß bei einer solchen Betrachtung ein überflüssiger Umstand berücksichtigt werden muß. Dieser Umstand ist die Zensur ...

Eine Betrachtung des Abgeordneten Stanczyk über die Frage der Arbeitslosigkeit im „Robotnik“ erlag der Konfiszierung. Die konfiszierten Gedanken des Abg. Stanczyk darf kein loyaler Bürger kennen, ein sozusagen illoyaler Bürger ebenfalls nicht, weil sie konfisziert werden.

Wir wollen, weiß Gott, nicht über die Zensur klagen, denn sie ist eine „segensreiche“ Einrichtung. Sie bewahrt den Bürger vor konfiszierlichen Gedanken, und bei regelrechter Handhabung führt sie ihn zur „Loyalität“. Sie leitet ihn konsequent zu Gedankengängen, die von den unfehlbaren Geistern als einzig richtige erkannt wurden, bewahrt ihn vor Rebellion selbst geistiger Art und führt ihn zur Einfalt und Demut vor dem Herrn.

So und nur so können wirklich loyale Bürger Vorhandensein, Aufgabe und Nützlichkeit der Zensur begreifen. Anders aber die Sozialisten, die bekanntlich heute noch keineswegs als durchweg loyale Bürger betrachtet werden. Diese Leute glauben noch heute daran, daß volle Freiheit, vor allem die Freiheit des Wortes, eines der größten Güter der denkenden Menschheit bilde, und scheren sich den Teufel darum, daß eine solche schrankenlose Meinungsfreiheit manchmal zu einer Luftverpestung führen kann. Sie vergessen sogar die Briefe jenes berühmten Feldwebels, nach deren Veröffentlichung die ganze Umgebung wie eine überfüllte Kloake stank, und beharren fanatisch auf ihrer Forderung der unbehinderten Freiheit des Wortes.

Diese Sozialisten befinden sich in der Arbeitslosenfrage in einer Zwickmühle. Sie können es sich nicht leisten, unverantwortliche Arrangeure eines Volkstumults zu sein, da sie, selbst in der Zeit der Diktatur, die Verantwortung für das gesellschaftliche Geschehen nicht ganz von sich abwälzen können. Die Sozialisten sind heute, selbst in der Zeit der Stiefelherrschaft, ein Faktor, der den Gang der gesellschaftlichen Ereignisse in einem gewissen Grade beeinflußt, ja sogar in manchen Selbstverwaltungen eine freilich sehr beschränkte Macht ausübt. Eine Aktion in der Arbeitslosenfrage, die lediglich zu einer Demonstration führen würde, deren einziger Erfolg ein paar blutige Köpfe wären, dürfte von jedem Einsichtigen nicht als ernsthaftes Wirken, sondern als ein Spiel mit dem traurigen Los der Arbeitermassen gewertet werden. Eine solche Aktion könnte unseres Erachtens von Sozialisten nicht ausgelöst werden. Uebrigens besitzen wir ja Beispiele von dem geringen Nutzen solcher Aktionen. Sie werden gewöhnlich mit einem Wust von Flugblättern eingeleitet, die heute vollständig überflüssig wären, da die Forderungen der Arbeitslosen genügend bekannt sind. Diesen Flugblättern folgen Versammlungen, die heute ebenfalls als überflüssig betrachtet werden können, sofern man den Arbeitslosen nicht neue Wege, neue Mittel zur Besserung ihres Schicksals weisen kann. Und nun erst gar die großen Versammlungen mit ihrer zweifelhaften Wirkung auf die Oeffentlichkeit und auf die sogenannten maßgebenden Kreise des Landes! Ja, wenn die Massen der Arbeitslosen so stark und so einheitlich organisiert wären, die Schwierigkeiten und die Tragweite einer solchen Aktion voll ermessen könnten, stünden die Dinge freilich ganz anders. Leider aber ist es nicht ganz so. Da haben wir einerseits die kommunistische Propaganda, anderseits die ganze übrige Sippe der Arbeitergegner, wie die bürgerlichen Ableger der Arbeiterschaft (NPR. und Ch.D.), und nicht zu vergessen die bezahlten Agenten, die eine jede Arbeiterdemonstration stören, oft in eine wüste Schlägerei ausarten lassen. Nach diesen bekannten Beispielen eine Aktion nach der alten Form zu beginnen, wäre verfehlt. Eine Aktion, die von Sozialisten ausgelöst werden soll, muß unbedingt zu einer Erleichterung der Lage der Arbeitslosen führen. Wenn eine solche Erleichterung nicht herbeigeführt werden kann, so hat die Aktion zu unterbleiben. Wir sind eben keine Kommunisten, die sich mit demagogischen Phrasen begnügen, welche wohl die Arbeiterschaft erbittern, aber ihr

nichts einbringen können, ebenso wenig können wir uns Demonstrationen leisten, die nicht einen genügenden gesellschaftlichen Widerhall finden. Wir glauben allen Ernstes daran, daß nur derjenige das Recht hat, die Arbeitslosen zu einer Aktion aufzurufen, der ihnen seinerseits den letzten verfügbaren Groschen und seine ganze gesellschaftliche Geltung und organisatorische Kraft zur Verfügung gestellt hat. Die Arbeitslosenmasse kann von den Sozialisten nicht als etwas drittes betrachtet werden, welches in gesellschaftlichem Kampfe so oder anders verwertet wird. Die Arbeitslosen sind ein Teil von uns selbst, die Erhaltung ihres Lebens, ihrer Widerstandskraft bedeutet zugleich die Erhaltung der sozialistischen Machtpositionen. Wer nicht die Politik für den Tag macht, wird eine Aktion der Arbeitslosen nur als gesellschaftliche Aktion verstehen und ihr praktisch gerecht werden wollen.

Praktisch sehen aber die Dinge folgendermaßen aus: Das Recht auf Arbeit ist heute nicht oberster Grundsatz unserer Staatsverwaltung. Die Erhaltung der Arbeitslosen ist nicht erste Sorge des Staates und der oberen Zehntausend. Der Staat glaubt, viele andere Aufgaben zu haben, die er voranstellt, und die Gesellschaft in Lodz hat ihr soziales Gewissen mit etlichen 30 000 Zloty (ungefähr der Preis eines Kraftwagens, mit welchem der Lodzer Industrielle sich durch das Leben bewegt, oder mit ungefähr einem Zloty pro Kopf des Arbeitslosen) entlastet. Ja, man wird sich wundern, daß all die Nutznießer menschlicher Arbeit in der Wojewodschaft Lodz nicht mehr als obige Summe für das Bürgerkomitee zur Unterstützung der Arbeitslosen aufgebracht haben. Im übrigen hatten wir eine genügende polizeiliche Bereitstellung für den Fall von Arbeitslosentumulten und ein blutiges Inzident an der Matejkistraße. Mit dem herannahenden Winter wird die Masse der Arbeitslosen wachsen, die Möglichkeit irgend eines geringen Verdienstes in gleichem Maße sinken.

Wie wird also dieser Not zu begegnen sein? Uns scheint es, daß wenn es nicht gelingt, alles, was noch bei uns gesellschaftlich zu denken vermag, was von der Arbeitslosigkeit in der einen oder anderen Form bedroht ist, für eine Aktion zugunsten der Arbeitslosen zu interessieren und zu erfassen, so wird es keine Macht geben, die sich der kommenden Not und der ihr unbedingt folgenden Ausschreitungen entgegenzustellen vermag. Die Gesellschaft hat die Pflicht nach zwei Richtungen zu wirken: einerseits in einem gemeinsamen Ansturm gegen die leitenden und verantwortlichen Kreise, um das Recht auf Arbeit und Brot zur Geltung zu bringen, anderseits aber alles aufzubieten, was materiell zur Linderung der Not beitragen kann. Nur in dieser zweifachen Form ist die Aktion für die Arbeitslosen möglich, und nur in der gegenseitigen Ergänzung sind die beiden Formen der Aktion gerechtfertigt.

Die Aufgabe ist schwer, bei der materiellen Schwäche und moralischen Deprimiertheit von heute unsäglich schwer. Und doch müssen die Sozialisten in erster Reihe versuchen, diese Aktion durchzuführen. Wenn man einwendet, daß die heutige Regierung nach den gemachten Erfahrungen für die Arbeitslosen sehr wenig übrig hat, und unsere Großausbeuter, die nur lumpige 30 000 Zloty für die Opfer der Ausbeutung aufgebracht haben, ebenso wenig, nun so soll die Aktion dazu beitragen, diese Mächte unserer „gesegneten Zeit" rascher hinwegzufegen. Jmk.

Zerfall der Deutschnationalen.

Graf Westarp mit seinen Getreuen ausgetreten.

Die innerpolitischen Ereignisse in Deutschland haben sich, abgesehen von den weiteren Folgen, zunächst am empfindlichsten auf die deutschen Nationalisten, die Deutschnationale Volkspartei, ausgewirkt und drohen ihr zum Verhängnis zu werden. Bekanntlich hatten sich die Deutschnationalen vor der entscheidenden Abstimmung im Reichstag an den Reichskanzler Brüning mit dem Vorschlag gewandt, mit ihnen in Verhandlungen zu treten. Hugenberg, der Vorsitzende der deutschnationalen Reichstagsfraktion, sah sich zu diesem Schritt veranlaßt da sich ein großer Teil seiner Fraktionskollegen, mit dem Grafen Westarp an der Spitze, für die Unterstützung Brünings ausgesprochen hatte. Brüning, der in den Deutschnationalen seine einzigen Retter sah, nahm die Verhandlungen mit ihnen auf. Die Deutschnationalen verlangten jedoch für den Preis einer eventuellen Unterstützung Brünings nicht mehr und nicht weniger, als Ersetzung der Linkskoalition in Preußen durch eine Rechtsregierung, das heißt also einen Frontwechsel des preußischen Zentrums, ferner den Wechsel der deutschen Außenpolitik und des leitenden Ministers und schließlich die Ersetzung des Reichsfinanzministers durch einen Deutschnationalen. Dem Reichskanzler Brüning, der wohl zu einem Entgegenkommen gegenüber Hugenberg bereit war, waren diese Forderungen doch zu weitgehend und lehnte ab. Die Verhandlungen wurden also ergebnislos abgebrochen.

Nun begann ein heftiger Kampf innerhalb der deutschnationalen Reichstagsfraktion. Hugenberg und Westarp lagen sich scharf in den Haaren. Es kam sogar soweit, daß Hugenberg mit 33 seiner Getreuen die deutschnationale Fraktionssitzung verließ, während der Westarp-Flügel weitertagte. Damit war die Spaltung der Deutschnationalen perfekt. Bei der entscheidenden Abstimmung im Reichstag stimmte Hugenberg mit seinen Anhängern für die Aufhebung der Notverordnung und damit gegen Brüning, während Graf Westarp mit 25 anderen deutschnationalen Abgeordneten gegen die Aufhebung stimmte. Wie aus den nachstehenden Telegrammen zu ersehen ist, haben die sich um Westarp scharenden Abgeordneten ihren Austritt aus der deutschnationalen Reichstagsfraktion bereits erklärt. Es ist dies bereits die zweite große Spaltung, die die Deutschnationalen in letzter Zeit durchmachen müssen.

Berlin, 19. Juli. Von den 25 deutschnationalen Abgeordneten, die am Freitag gegen die Aufhebung der Notverordnung gestimmt haben, haben im Laufe des gestrigen Tages 18 Abgeordnete in einem Schreiben an die deutschnationale Reichstagsfraktion ihren Austritt aus der Fraktion erklärt. Ferner hat Graf Westarp in einem Schreiben an Geheimrat Hugenberg seinen Austritt aus der Deutschnationalen Volkspartei erklärt.

Die Spaltungsbewegung greift weiter um sich.

Stuttgart, 19. Juli. Die Spaltungsbewegung in der Deutschnationalen Volkspartei hat bereits auf Württemberg übergegriffen. Während die „Süddeutsche Zeitung" die Spaltung der Reichstagsfraktion tief bedauert und eine Ueberwindung der Zersplitterung fordert, ruft das rechtsstehende „Ulmer Tageblatt" ganz offen zur Loslösung von der Deutschnationalen Volkspartei auf. Die württembergische Bürgerpartei müsse, so erklärt das Blatt, aus der Deutschnationalen Volkspartei ausscheiden und sich wieder selbständig machen. Mit der Entschlossenheit, mit der ihr Vertreter, Minister Bazille, und seine drei Fraktionskollegen vom württemmbergischen Bauernbund in der entscheidenden Stunde im Reichstag selbständig nach eigener Ueberzeugung gehandelt hätten, müßte die Bürgerpartei jetzt ihre eigenen Wege gehen.

Die Preußenregierung geht energisch gegen das politische Banditentum vor.

Berlin, 19. Juli. Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit wird das preußische Staatsministerium in Uebereinstimmung mit dem ständigen Ausschuß des Landtages eine Notverordnung über den Gebrauch von Schuß- und Stichwaffen erlassen. Durch die Verordnung wird der Gebrauch von Schuß- und Stichwaffen stark eingeschränkt. Solche dürfen nur diejenigen tragen, deren Beruf sie dazu zwingt. Die Waffen dürfen auch nur auf den Arbeitswegen getragen werden. Schuß-, Hieb- und Stichwaffen bei dem Besuch politischer Versammlungen zu tragen, ist strengstens untersagt. Die Hintergehung der Verordnung wird mit Gefängnis von mindestens 3 Monaten bestraft.

Artikel 48 regiert.

Berlin, 19. Juli. Der Reichspräsident hat die Verordnung, durch die die beiden Notverordnungen außer Kraft gesetzt wurden, an den Reichskanzler übersandt. Gleichzeitig ersuchte der Reichspräsident die Reichsregierung, ihm alsbald Vorschläge für den Erlaß von Verordnungen zu unterbreiten, die im Rahmen des Art. 48 der Reichsverfassung die Sanierung der Finanzen sicherstellen.

Das Rheinland feiert seine Befreiung.

Reichspräsident von Hindenburg fuhr gestern im Automobil durch das befreite Rheingebiet und wurde überall von der Bevölkerung herzlich begrüßt.

Speyer, 19. Juli. Auf der Befreiungsfeier im Rathaus zu Speyer am Sonnabendvormittag entbot der badische Ministerpräsident Dr. Held im Namen der Staatsregierung, der rheinischen Pfalz und ihrer deutschen Bevölkerung dem Reichspräsidenten von Hindenburg einen freudigen Willkommensgruß und begrüßte zugleich auch den badischen Ministerpräsidenten Dr. Schmitt. Der Reichspräsident dankte für die freundliche Begrüßung und erklärte, es sei ihm eine besondere Genugtuung, daß er sich mit der pfälzischen Bevölkerung der wiederverlangten Freiheit freuen könne. Mit Würde und Festigkeit, mit nie versagender Treue, nie wankendem Fuß habe die pfälzische Bevölkerung in der letzten Zeit ihr Deutschtum behauptet. Das Heimatrecht und die Liebe zum Vaterland habe die Pfalz befähigt, fremder Gewalt und Verlockung zu widerstehen und verräterische Anschläge auf Deutschland zunichte zu machen. Der Reichspräsident begab sich dann mit den übrigen Herren auf den Balkon des Rathauses und begrüßte die zahlreiche Volksmenge.

Darauf übermittelte Reichsaußenminister Dr. Curtius die Grüße und den Dank der Reichsregierung. Er würdigte das Ende der mehr als elfjährigen Besatzungszeit als ein großes Ereignis der deutschen Geschichte und betonte, daß die Pfalz auf die vergangenen Jahre mit gesundem Stolz sehen könne, da sie auch in schwerster Stunde zum Vaterlande gehalten habe. Er gedachte dann seines Vorgängers Dr. Stresemann, der mit weitem Blick und bis zur Erschöpfung seiner Kraft für das gesetzte Ziel gekämpft habe. Schmerzlich sei, daß die Saarpfalz und das ganze Saargebiet noch nicht mit dem Vaterlande vereinigt seien. Auch dort stehe die Bevölkerung zu ihrem Deutschtum und zum Reiche, so daß mit voller Ruhe dem Jahre 1935 entgegengesehen werden könne. Zugleich sprach Dr. Curtius die Hoffnung aus, daß es gelingen möge eine Lösung der Saarfrage schon früher herbeizuführen.

Polnische Initiative in der internationalen Agrarpolitik.

Das Ziel ein osteuropäischer Wirtschaftsbund.

Prag, 18. Juli. Vorgestern stellte sich der Leiter der hiesigen polnischen Gesandtschaft Karszo Siedlewski beim Vertreter des Außenministers, Gesandten Dr. Krofta, ein und teilte ihm die Absicht seiner Regierung mit, für Ende August die Landwirtschaftsminister der Staaten mit landwirtschaftlichen Interessen nach Warschau zu einer Beratung über ein gemeinsames Vorgehen zur Wahrung dieser Interessen einzuladen. Es würde sich vor allem um die Staaten der Kleinen Entente, Ungarn, Bulgarien und die baltischen Staaten handeln. Die polnische Regierung gedenkt, eine Studienkanzlei zu errichten, die bei internationalen Verhandlungen die landwirtschaftlichen Interessen vertreten würde, und wünscht, die tschechoslowakische Ansicht in dieser Sache kennen zu lernen.

Polnischerseits wird die Aufforderung damit ergänzt, daß darauf aufmerksam gemacht wird, wie die Zusammenarbeit osteuropäischer Staaten sich schon seit der Genfer Wirtschaftskonferenz im Jahre 1927 herauskristallisiert hat. Warschau betont, daß seit dieser Genfer Wirtschaftskonferenz sich schon deutlich die Notwendigkeit herausgestellt habe, die landwirtschaftlichen Staaten zu einem Interessenverband zusammenzuschließen. Polen war im Kreise dieser Mächte von Anfang an die Vertreterin eines aktiven Beginnens in dieser Richtung. Es sind schon eine ganze Anzahl von kleinen Abmachungen und Verständigungszeichen zwischen einzelnen dieser Staaten zustandegekommen und als Ergebnis hat sich jetzt bei der polnischen Regierung die Idee kristallisiert, eine einige Front aller Agrarstaaten Europas zu bilden, deren Aufgabe vor allem die Abwehr der Industriestaaten zu sein hätte.

Es ist selbstverständlich, daß dieser Plan des osteuropäischen Wirtschaftsbundes, der nun offiziell von der polnischen Regierung bekanntgegeben wird, vom Handelsminister Kwiatkowski ausgeht, der diese Idee schon seit langer Zeit vertritt. Es versteht sich auch von selbst, daß dieser Bund vor allem gegen Deutschland und gegen die paneuropäische Idee gerichtet ist, aus der Befürchtung heraus, daß die paneuropäische Union den Industriestaaten eine Hegemonie über die landwirtschaftlichen Staaten einbringen könnte.

Bukarest, 18. Juli. Die Besprechungen zwischen den Vertretern Rumäniens, Jugoslawiens und Ungarns zum Zwecke eines Abkommens über die Zusammenarbeit dieser drei Staaten beim Getreideexport befinden sich erst im Vorbereitungsstadium. In halbamtlichen Kreisen wird diesen Besprechungen nur ein beschränktes Ziel beigemessen, nämlich die Erzielung eines gemeinsamen Vorgehens zwecks Sicherstellung des Absatzes für die heurige außerordentliche Ernte in diesen drei Staaten. Die drei in Bukarest eingetroffenen jugoslawischen Delegierten hatten, da Handelsminister Madgearu abwesend ist, mit dem Generalsekretär des Handelsministeriums, Cesare Popescu, eine Besprechung betreffend die Vorbereitungen zur Konferenz, die Montag, den 21. Juli, in Sinaia zusammentritt. Das Programm der Konferenz ist bisher noch nicht definitiv festgesetzt worden.

Nanking protestiert gegen italienische Bombenlieferungen an die Aufständischen.

Schanghai, 19. Juli. Wie aus Nanking gemeldet wird, hat die chinesische Regierung gegen die Lieferung italienischer Bomben an General Jen Protest eingelegt. Die Nankingregierung ist der Ansicht, daß eine Bombenlieferung von seiten Italiens vollkommen ungesetzlich sei und zur Verlängerung des Bürgerkrieges beitragen würde. Die Regierung würde alle Maßnahmen ergreifen, um jegliche Waffeneinfuhr nach China zu verhindern.

Geht Marschall Pilsudski nach Spanien?

Warum Rayski zurücktreten will.

Der gestrige „Robotnik" bringt die aus angeblich zuverlässiger Quelle stammende Meldung, daß Marschall Pilsudski in den ersten Tagen des August nach Warschau zurückkehren werde, um nach kurzem Aufenthalt zur Erholung nach Spanien zu reisen. Daraus würde sich ergeben, daß Marschall Pilsudski an der Tagung der Legionäre in Radom nicht teilnehmen werde.

Nicht minder sensationell klingt die zweite Meldung dieses Blattes, daß Oberst Rayski der Chef des Departements für Flugwesen im Kriegsministerium, um seine Entlassung eingekommen sei. Das Gesuch Rayskis sei aber unberücksichtigt geblieben. Der Wunsch Rayskis, zurückzutreten, soll auf dessen Unzufriedenheit mit der Baupolitik im Flugwesen zurückzuführen sein.

Verbrechen der Lappoleute.

Ein sozialdemokratischer Bürgermeister entführt.

Helsingfors, 19. Juli. Der sozialdemokratische Bürgermeister der Stadt Tammerfors Hakkila ist am Freitagabend auf der Heimreise von unbekannten Personen in einem Kraftwagen entführt worden. Bis zur Stunde fehlt jede Nachricht von ihm. Die Entführung deutet darauf hin, daß die Täter Lappoleute sind. Hakkila war Vizepräsident des aufgelösten Reichstages.

Finnland macht Schule.

Reval, 19. Juli. Die Erfolge der Lappo-Bewegung in Finnland haben einen Teil der estländischen Bauern zur Nachahmung dieser Methoden gereizt. Nicht um die estnischen Kommunisten auszurotten, sondern um in erster Linie eigene Vorteile zu ergattern, soll schon in der nächsten Zeit ein Bauernmarsch nach Reval inszeniert und der Regierung zahlreiche Forderungen überreicht werden. Unter anderem sollen gefordert werden: geeignete Maßnahmen zur Behebung der Not der Landwirtschaft, langfristige Anleihen für die Bauern, Schaffung eines neuen Wahlgesetzes, das nur den Steuerzahlern das Stimmrecht verleiht, Schaffung des Postens eines Staatspräsidenten als Gegengewicht gegen das Parlament und andres.

„Berlin in Nacht"

Die Kokshöhle am Landwehrkanal. — Geheimnisvolle Gäste in der Kellerwohnung. Rauschgifte engros. — Die ausgenommene Höhle.

In einem Wohnkeller in Berlin SW. am Tempelhofer Ufer 13, wurde in den frühen Morgenstunden des Freitag von der Kriminalpolizei eine Rauschgiftzentrale ausgehoben. Die Besitzerin der Wohnung und ihr als Zutreiber tätiger Gehilfe B. wurden verhaftet.

Es ist eine etwas modrig gewordene Kleinbürgergegend, dies Viertel rund um das Tempelhofer Ufer. Hoch oben donnert die moderne Zeit in langgestreckten Hochbahnzügen vorüber, hier aber, in diesen Häusern, von denen der Stuck blättert, lebt verträumt und in sich versponnen noch die Vergangenheit. Träge fließt der Landwehrkanal vorüber, dessen bewegte Vergangenheit von mancher Tragödie zu erzählen weiß. Abends und nachts liegt dieser Straßenzug in fast völligem Dunkel, — von „Berlin im Licht" ist hier wenig zu spüren. Auf den Bänken am Kanal sitzen die Pärchen, aus den Kneipen der Umgegend dringen die schrillen Töne der ausgewalzten Hammerklaviere.

•

In später Stunde, Mitternacht ist längst vorüber, sieht man mehrere Gestalten, den Hut tief in die Stirn gezogen, an der grün gestrichenen Tür der Kellerwohnung am Tempelhofer Ufer 13 klopfen und schnell im Innern verschwinden, aus dem für Sekunden ein spärliches Licht auf die nächtliche Straße fällt. Nach einigen Minuten kommen die unheimlichen Besucher wieder, den Rockkragen hochgeschlagen, und enteilen schnell in den Seitenstraßen. Das wiederholt sich mehrere Male in der Nacht, in der Kellerwohnung scheint ständiger Betrieb zu sein. Was ist das? Ein Nachtbetrieb, mit oder ohne Konzession? Aber die Zeit der Nackttänze ist doch für Berlin vorbei, mit derlei Sachen lassen sich heutzutage keine Geschäfte mehr machen. Auch bei den naivsten Provinzlern nicht . . .

•

Eines spätabends beobachten zwei Kriminalbeamte, die des Weges schlendern, den seltsamen und geheimnisvollen Nachtbetrieb am Tempelhofer Ufer 13. Sie sehen die Männer in der Kellerwohnung verschwinden und wieder herauskommen, sich scheu umsehen und dann nach allen Richtungen in die dunklen Seitenstraßen enteilen. Es gelingt ihnen, sich einigen an die Fersen zu heften, dabei machen sie überraschende Entdeckungen. Der eine nimmt den Weg zum „wilden Westen" und verschwindet in einem etwas übel berüchtigten Cafe, in dem Zuhälter und Kokainisten zu verkehren pflegen. Die Zusammenhänge sind sehr offensichtlich. Diese Leute, die Nachts im Wohnkeller Besuch abstatten, sind die Zwischenhändler der Rauschgift-Engrosfirma, die die Portiers der Kokainistencafes mit Material versorgt.

•

Aber nicht nur im Westen hatte die Rauschgiftzentrale ihre gutgehenden Geschäftsverbindungen. Auch im Norden und Osten der riesigen Stadt leben die unglücklichen Opfer der Rauschmittelseuche und wollen auf illegalem Wege mit dem Betäubungsmittel versorgt werden. Hier, wo die Leute weniger zahlungskräftig sind als im Westen, wird das Kokain verdünnt, mit billigen Essenzen vermischt und dann für geringeres Geld an die „Kokser" abgegeben. Es gibt im Norden der Stadt, aber auch im Osten und in den kleinbürgerlichen Gegenden des Zentrums eine Anzahl Kneipen, in denen den als Kokser bekannten Stammgästen das Kokain stillschweigend mit der Tasse Kaffee serviert wird. Routine ist alles, die Organisation klappt vorzüglich.

•

Nachdem die Kriminalpolizei genügend orientiert war, beschloß sie, die Kokainzentrale auszuheben. Am frühen Morgen fiel man überraschend in den Kokainkeller am Tempelhofer Ufer ein und verhaftete die Wohnungsinhaberin, eine ältere, bieder und gutmütig aussehende Frau, die sehr erstaunt tat und die völlige Unschuld markierte. Die nächtlichen Besuche der geheimnisvollen Gestalten mit den heruntergezogenen Hüten suchte sie als völlig harmlos hinzustellen, aber die Beamten waren skeptisch. Bei einer intensiven Durchsuchung der Wohnungsräume fand man in den verschiedensten Verstecken, so unter dem Bett, hinter dem Küchenschrank, in der Speisekammer erhebliche Kokainmengen, sowie eine Feinwage zum Abwiegen des gefährlichen Rauschgiftes. Nunmehr bequemte sich die Frau, weil Leugnen völlig zwecklos war, zu einem Geständnis. Sie wurde verhaftet und dem Polizeipräsidium zugeführt, dann aber, weil kein Fluchtverdacht vorlag, in ihre Wohnung entlassen. Das Verfahren ist eingeleitet.

•

Was ist aber mit dem Musiker B., den man ebenfalls in der Wohnung festnahm? B. soll sozusagen der technische Organisator des Kundenbetriebes gewesen sein — er vermittelte die Geschäftsverbindungen, engagierte die Zwischenhändler und regelte den „Patrouillendienst", d. h. die Abwehr von etwaigen Spähern und Spitzeln. B. will allerdings das vorgefundene Kokain von einem fliegenden Straßenhändler auf dem Wittenbergplatz gekauft haben. Die zuständige Stelle steht seinen Angaben jedoch mit großen Zweifeln gegenüber. Die Suche nach den finanziellen Hintermännern des Rauschgiftunternehmens wird zur Zeit fieberhaft fortgesetzt.

•

Der Kampf gegen diese Gifthöhlen ist eine Art praktische Volkshygiene, wie sie notwendiger und begrüßenswerter kaum gedacht werden kann. Das Elend der wild Koksenden, die keine Möglichkeit haben, auf reellem Wege zu ihrem heißgeliebten Gift zu kommen, und die deshalb widerstandslos den skrupellosen und brutalen Ausbeutern der illegalen Kokainbranche in die Hände fallen, ist grenzenlos. Es gibt Menschen, und nicht wenige, — denn Tausende suchen in Berlin auf diesem zweifelhaften Wege ihr „Betäubungsparadies" — die ihr gesamtes Geld für das tückische weiße Pulver opfern. Menschen, die nicht mehr essen, die ihr Obdach aufgeben müssen, nur, um das Geld für den ihnen zur Lebensnotwendigkeit gewordenen Kokainrausch aufzubringen. Sie von ihren Peinigern zu befreien, ist eine Aufgabe, die des Schweißes aller Edlen wert ist.

Kabliau.

Polen will seine Handelsverträge in Kraft setzen.

Bei Umgehung des Parlaments.

Dem Parlament liegt eine ganze Reihe von Handelsverträgen vor, die bisher nicht ratifiziert werden konnten, weil die Regierung die parlamentarische Session mehrfach vertagte. Da der Regierung andererseits schon im Interesse der Belebung des Exports an einer baldigen Inkraftsetzung der Handelsverträge liegt, will man durch unmittelbare Verhandlungen mit den auswärtigen Regierungen ein Einvernehmen dahin erzielen, daß die Verträge noch vor ihrer Ratifizierung wirksam werden. Diese Absicht würde übrigens keinen Präzedenzfall darstellen, denn auf diese Weise ist seinerzeit auch der polnisch-lettländische Handelsvertrag in Kraft getreten.

Zunächst sollen diesbezügliche Verhandlungen mit der rumänischen Regierung aufgenommen werden, um den im Juni d. Js. abgeschlossenen Handelsvertrag schon mit dem 1. August wirksam werden zu lassen. Die Ratifizierung des Vertrages würde den Kammern für einen späteren Zeitpunkt vorbehalten bleiben. In den polnischen Wirtschaftskreisen rechnet man mit der Möglichkeit, daß auf diese Weise auch die Verträge mit anderen Staaten, vermutlich auch mit Deutschland praktisch wirksam werden könnten, da ein Zusammentritt des Parlaments vorerst garnicht abzusehen ist.

Schwere Unwetter in Berlin und Wien.

Berlin, 19. Juli. Das Unwetter, das seit den Nachmittagstunden des Freitags über Berlin zog, ist eins der schwersten seit vielen Jahrzehnten. Der Landregen, der gestern gegen 15 Uhr einsetzte, hub, von starkem Sturm begleitet, zu einem wahren Wolkenbruch an, der mit unverminderter Wucht die ganze Nacht über anhielt. Bis zum frühen Morgen war die Feuerwehr bereits rund 100 mal alarmiert worden, um Wasserschäden zu beseitigen. Das Unwetter hat auch ein Menschenleben gefordert.

Wien, 19. Juli. Ueber ganz Oesterreich ging am Freitagabend ein schwerer Sturm hinweg, begleitet von merklicher Abkühlung und starkem Regen. In Wien hat das Unwetter erheblichen Schaden angerichtet. Die Feuerwehr mußte innerhalb kurzer Zeit 44 mal eingreifen, um Sturmschäden zu beseitigen.

Anschlag auf die Arbeiterlöhne.

Die Industriebarone wollen den Lohnvertrag brechen.

Am 17. Juli fand in Warschau eine Versammlung der Direktoren der im Zentralverband der Polnischen Industrie, des Bergbaus, Handels und Finanzwesens (Lewiatan) zusammengeschlossenen Organisationen statt.

In erster Linie gelangte das Problem der Gestaltung der Preise für landwirtschaftliche und Industrieerzeugnisse zur Sprache. Hierbei wurde die Möglichkeit erwogen, dieses Problem auf Grund der bisher im Auslande gemachten Erfahrungen zu lösen. Das Beispiel Deutschlands, wo man bei gleichzeitiger Herabsetzung der Preise für gewisse Industrieartikel zugleich einen Abbau der Arbeiterlöhne vornahm, hat versagt, da anstatt des erwarteten erhöhten Verbrauchs eine Abnahme erfolgte.

Bemerkt muß werden, daß die Angelegenheit der Arbeiterlöhne in der polnischen Industrie, und namentlich in der Lodzer Textilindustrie, bereits mehrfach auf den Sitzungen des Zentralverbandes behandelt worden ist, ohne daß sie indessen bisher eine endgültige Entscheidung gefunden hätte. Es steht daher zu erwarten, daß sie auf der nächsten Direktorenversammlung des „Lewiatan" zur Sprache kommen wird und daß sich alsdann entscheiden wird, ob die beabsichtigte Lohnreduzierung zur Wirklichkeit werden wird oder nicht. Diese Frage ist von um so größerer Wichtigkeit, als immer mehr Firmen den Gedanken erwägen, aus dem hiesigen Verband der Textilindustrie im polnischen Staate und aus anderen Verbänden auszutreten, um dergestalt nicht mehr zur Einhaltung der mit den Arbeiterorganisationen eingegangenen Sammelverträge verpflichtet zu sein.

ag.

• • •

Wer unsere Industriebarone kennt, dem wird diese Nachricht nicht überraschend kommen. In der Industrie scheint es sich ein klein wenig zu regen und schon sind sie da! Der Arbeiter soll gleich von vornherein an die Gurgel gefaßt und ihm noch ein paar Lohngroschen aus der Tasche gerissen werden. Die Industriellen wissen, daß der Arbeiter in Polen durch die jahrelange Krise völlig erschöpft ist, und glauben, daß der gegenwärtige Augenblick der gegebenste ist, um ihn noch mehr in das Sklavenjoch zu pressen. So lange haben sie es nicht gewagt, an dem Lohnvertrag offiziell zu rütteln, obzwar hier und da die Arbeiter gezwungen werden, unter Tarif zu arbeiten. Doch jetzt, wo der Arbeiter durch Hunger und Entbehrung so unsäglich viel zu leiden hat, rechnen sie damit, daß nunmehr der Wille des Arbeiters gebrochen ist, und glauben, ihm noch etwas von seinem Hungerlohn entreißen zu können.

Doch sollen die Herren Industriebarone kein leichtes Spiel haben! Die Arbeiterschaft, die schon so viel Entbehrungen hinter sich hat, wird nicht davor zurückschrecken, sich dem gewissenlosen Anschlag der Industriellen entgegenzusetzen. Hat der Arbeiter viele Monate hindurch durchgehalten, als er das unschuldige Opfer der Wirtschaftskrise war, so wird er verstehen, auch Opfer zu bringen, wenn es gilt, sich vor übermäßiger Ausbeutung zu schützen. sind, bezeugt das Urteil eines englischen Gelehrten, eines Oekonomen, Prof. Richardson, den man keinesfalls der antikapitalistischen Tendenzen beschuldigen kann. Dieser Gelehrte gab seine Ausführungen nicht anderswo kund, als in der königlichen englischen Statistischen Gesellschaft und nahm als Grundlage der für die Feststellung realen Verdienste der Arbeiterschaft in verschiedenen Ländern Europas eine Reihe von Faktoren, wie: die Kaufkraft der Valuta, den Index der Preise für Artikel des ersten Bedarfs und a. m. Seine Feststellungen machte Prof. Richardson auf Grund der allerneuesten Daten von 1930, wobei er prinzipiell zur Richtschnur einige Industriezweige in Betracht zog: Bauarbeit; Metall-Maschinenbau, Elektrotechnische Institute usw., sowie die Verdienste in einigen größeren Industriezentren. Prof. Richardson nimmt die Verdienste in England als Grundlage für seine Berechnungen, wobei er in seiner Tabelle die Ziffer 100 als realen Verdienst betrachtet. Im Verhältnis zu dieser Ziffer stellen sich die Verdienste in den anderen Ländern folgendermaßen dar:

Amerika	—	197	Prozent
Kanada	—	165	„
Australien	—	148	„
Schweden	—	108	„
Dänemark	—	107	„
Irland	—	97	„
Holland	—	87	„
Deutschland	—	78	„
Schweiz	—	77	„
Tschechoslowakei	—	72	„
Polen	—	62	„

Wir sehen also, daß der polnische Arbeiter in punkto des Verdienstes an letzter Stelle steht und 38 Prozent weniger verdient als der Arbeiter in England und um die Hälfte dessen, was ein Arbeiter in Schweden oder Dänemark verdient; von den Ueberseeländern erst gar nicht zu sprechen. In Anbetracht einer solchen Lage der Dinge wagen es die Industriebarone Polens noch, von einer Herabsetzung der Löhne zu sprechen.

Aegypten protestiert gegen die Entsendung der englischen Kriegsschiffe.

London, 19. Juli. Der ägyptische Ministerpräsident hat den britischen Oberkommissar in Alexandrien die Antwortnote der ägyptischen Regierung auf die Erklärungen Macdonalds im Unterhaus, worin die Entsendung zweier Kriegsschiffe angekündigt wurde, überreicht. Darin wird unter anderm bestätigt, daß Aegypten als unabhängiger Staat in der Erklärung Macdonalds eine Einmischung in die inneren Angelegenheiten Aegyptens sehen müsse. Die Ordnung in Alexandrien sei von den Ortsbehörden rasch wiederhergestellt worden. Der Führer der regierungsfeindlichen Agitation sehe seiner Aburteilung entgegen. Die Sicherheit des ausländischen Lebens und Eigentums hat von Anfang an die Aufmerksamkeit der ägyptischen Regierung gefunden. Auf Grund dieser Tatsachen wird der britische Ministerpräsident zweifellos erkennen, daß die Anwesenheit britischer Kriegsschiffe in den ägyptischen Gewässern überflüssig sei. Wenn Macdonald erkläre, daß auch Nahas Pascha als Führer der Wafd-Partei für die Aufrechterhaltung der Ruhe und den Schutz der Ausländer verantwortlich sei, so würden dadurch die Schwierigkeiten der Regierung noch vermehrt.

Handel mit Sträflingen.

Deportationsländer und Strafkolonien. — 1 Pfund Sterling für einen Deportierten.

Die Geschichte der Deportation ist immer ein Stück Kolonialgeschichte. Von den ältesten bis zu den jüngsten Zeiten. Entweder nimmt bei der Verpflanzung von Menschen die Absicht der Kolonisation nur eine nebensächliche Stelle ein, wie etwa bei der ägyptischen und babylonischen Gefangenschaft der Kinder Israel und bei den meisten neuzeitlichen Deportationen; dann ist das Motiv der Strafe vorherrschend. Oder aber dieser Justizakt tritt zurück hinter politischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten, wie bei vielen Deportationen der alten Römer an ihren Reichsgrenzen; dann ist der bevölkerungspolitische, der Zweck der Kolonisation ausschlaggebend.

Bis ins 18. Jahrhundert gab es nur drei Völker, deren Strafgesetz die Deportation als grausames Strafmittel enthielt. Die größte Rolle spielte sie ohne Zweifel in England. Später hat auch Rußland die Verschickung hauptsächlich als Ersatz für die Todesstrafe, aber auch sonst als Strafmittel übernommen, und im zweiten Viertel des vorigen Jahrhunderts ist Frankreich als drittes Land, das die Strafe der Deportation einführte, hinzugekommen. Heute, nachdem England aus der Reihe der deportierenden Länder ausschied, ist an seine Stelle Holland getreten, das in seinen indischen Kolonien von der Deportation, allerdings in beschränkten Umfange, Gebrauch macht. Aber sowohl hier, wie auch in Italien trägt die Deportation von Sträflingen den rein politischen Charakter der Verbannung. Eigentliche Deportationen, hinter der, wie eben gesagt, eine kolonisatorische Absicht steht, liegt hier nicht mehr vor.

Wie fließend die Zusammenhänge zwischen politischer Verbannung und Deportation und Kolonisation sind, zeigt sich auch in den Anfängen der englischen Deportationskolonien. Die Siedler von Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, diese Puritaner, waren ja aus politisch-religiösen Rücksichten in England nicht mehr gelitten. Ihnen folgten dann die Schubs von Verbrechern, die auf Zeit oder lebenslänglich als Strafknechte, in die nordamerikanischen wie auch in die westindischen Kolonien Englands verkauft wurden. Es war ausgesprochene Sklaverei unter Stock und Peitsche des Herrn und seiner Aufseher. Die Entwicklung der Zuckerrohrplantagen auf Barbadoes ist beispielsweise der Verwendung solcher weißen Sklaven zuzuschreiben. Die ungewöhnlich harten Gesetze Englands gegen Eigentumsdelikte und teilweise auch gegen den Schmuggel, brachten Hunderttausende in die Strafknechtschaft in den Kolonien. Ihre Behandlung war dort nicht besser, als die allbekannte Sklavenhaltung der Neger in Amerika. Die ersten Privatunternehmer, die solche Sträflinge, die verbannt waren, in die Kolonien überführten, bezahlten den Grafschaftsgerichten noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts gewisse Kaufsummen, die je nach der Konjunktur zwischen zehn Schilling und einem Pfund Sterling für den Strafknecht schwankten. Die Pflanzer in den Kolonien bezahlten diesen Unternehmern anfangs natürlich einen weit höheren Preis; doch sind wohl selten mehr als 800 Mark für einen solchen weißen Sklaven bezahlt worden; später, als im Laufe des 18. Jahrhunderts der „Ebenholzhandel“ mit afrikanischen Negersklaven aufblühte, mußten die englischen Grafschaftsbehörden den Unternehmern für die Deportation der weißen Strafknechte sogar noch etwas draufzahlen.

Mit der Entwicklung der nordamerikanischen Kolonien trat insofern ein Umschwung ein, als diese sich nun nicht mehr in die Rolle von Deportationsländern herabwürdigen ließen; an ihre Stelle traten die unermeßlichen Gebiete des neuentdeckten fünften Erdteils, Australiens und seiner Nebeninseln. Zwischen 1790 und 1830 etwa sind nach Australien 130 000 männliche und 13 000 weibliche Sträflinge deportiert worden. Danach wurden Neu-Süd-Wales und andere, kleinere Inseln Hauptdeportationsgebiete, bis auch sie sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gegen die Deportation verwahrten und diese in England abgeschafft wurde.

In Frankreich wurde nach englischem Muster die Deportation als Ersatz für die aufgehobene Galeerenstrafe in den Bagnos von Breest, Le Gavre, La Rochelle und Toulon eingeführt. Frankreich benutzt als Deportationskolonien Guayna in Südamerika und seine polynesischen Besitzungen.

Die Kolonie-Jäger um Wilhelm II. herum haben gegen die Wende des Jahrhunderts auch in Deutschland lebhafte Propaganda dafür gemacht, Südwest-Afrika und Neu-Guinea zu deutschen Deportations-Kolonien zu machen. Sie dachten damit gleich zwei Fliegen auf einen Schlag zu bekommen Der Versuch ist ihnen aber gründlich mißlungen.

Hans Lecht.

Aus Welt und Leben.

Das Arbeitergrab in der Grube.

Noch 28 Leichen, die nicht geborgen sind.

Neurode, 19. Juli. Nach Meldungen des Bergrevieramtes zu Waldenburg, sind auf der Wenzeslausgrube in Hausdorf bis Sonnabend mittag weitere fünf Tote geborgen werden, so daß gegenwärtig noch 28 Leichen nicht geborgen sind. Zwei Leichen sind in der Grundfläche bereits sichtbar und dürften im Laufe der nächsten Stunden geborgen werden. Die Aufräumungsarbeiten im Streben sind gegenwärtig 37 Meter weiter vorwärts geschritten.

Schweres Unglück im Zirkus.

Freiburg, 19. Juli. Ein schweres Unglück ereignete sich Freitag nach Schluß der Vorstellung im Zirkus Sarasani. Eine Treppe brach infolge Ueberlastung zusammen. Ungefähr 20 Personen aus dem Publikum stürzten aus einer Höhe von 5 Metern in die Tiefe. 10 Personen, davon 9 Frauen, erlitten Arm- und Beinbrüche und mußten ins Krankenhaus gebracht werden.

Der Tod in den Bergen.

Vier Bergsteiger vom Blitz erschlagen.

Wien, 19. Juli. Am Freitag unternahmen vier Mitglieder des Alpenvereins, Sektion Kemnitz, von der Kemnitzer Hütte aus eine Tour über die Silberschneide auf die Hohe Geige in den Pitztaler Alpen. Als sie angeseilt über einen Gletscher gingen, gerieten sie in ein schweres Unwetter. Als die vier Touristen nicht nach der Schutzhütte zurückkehrten, machte sich eine Führerexpedition auf die Suche nach ihnen und fand drei an einem Seil hängend tot auf. Die Leiche des vierten konnte noch nicht geborgen werden. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die vier Bergsteiger vom Blitz erschlagen worden.

Ein furchtbares Drama

spielte sich in Auxerre ab, wo ein Familienvater sich und seine 4 Kinder durch Kohlenoxydgas vergiftete. Während die Frau zur Teilnahme an der Hochzeit ihres Bruders nach Paris gefahren war, verschloß der Mann die Wohnung, verstopfte alle Türen und Fenster und zündete im Schlafzimmer ein Holzfeuer an. Als der Mann am Freitagmorgen auf seine Arbeitsstelle nicht erschien, wurde die Tür gewaltsam geöffnet. Im Schlafzimmer fand man die fünfköpfige Familie tot auf. Man nimmt an, daß schlechte Wirtschaftsverhältnisse den Mann dazu getrieben haben, mit seinen Kindern den Tod zu suchen.

Sich in glühendes Eisen gestürzt.

Meuselwitz, 19. Juli. Der Direktor der Meuselwitzer Gußwerke Oskar Wötzlod stürzte sich in einen mit glühendem Eisen gefüllten Schmelzofen, wodurch er augenblicklich den Tod fand. Der aus dem Leben Geschiedene erlitt bereits vor einigen Jahren einen Schlaganfall, von dem er sich mühsam erholte. Vor einigen Tagen erlitt er wieder einen herben Zusammenbruch, der ihn in den Tod getrieben hat.

Am Scheinwerfer.

Das königliche Hündchen der Frau Minister.

Die Gattin des Außenministers Zaleski hat ein kleines Hündchen. Weil das doch heute zum guten Ton der feinen Dame gehört: Die eine liebt mehr ein kleines Hündchen, die andere ein großes Hundevieh, die eine liebt einen Hund mit einem kurzen, abgehackten Schwänzchen, die andere einen solchen mit einem langen Schweif, die eine möchte einen glatten, kurzharigen Hund, die andere einen zottigen, langhaarigen Köter — die Geschmäcke der feinen Damen sind eben verschieden. Es finden sich aber auch Damen der feinen Gesellschaft, die die Gunst manchmal einem Papagei oder gar einem Affen zuwenden. Weil nun gerade die Rede vom Affen ist, so sei gesagt, daß auch die Männer es manchmal mit dem Affen zu tunkriegen; doch verchwindet ein solcher Affe beim Manne nach einem kräftigen Schlafe bald, während der Affe der feinen Dame immer ein Affe bleibt.

Doch das nur nebenbei. Denn uns interessiert ja in erster Linie der Hund der Frau Zaleski. Zur Ehre des Hundes und der Frau Minister sei aber gesagt, daß es kein so ganz gewöhnliches Vieh ist: der Hund ist nämlich königlicher Herkunft. Jawohl! Er wurde der Frau Zaleski von der italienischen Königin geschenkt, als der heutige Außenminister noch Gesandter am Quirinal in Rom war. Lieber Leser du wirst es also verstehen, daß die Frau Minister um das Leben dieses königlichen Hundes sehr besorgt ist. Schon als dieser königliche Köter einstmals während eines Aufenthalts des Ministerpaares in Madrid verloren gegangen war, ist die Frau Minister vor Schreck bald gestorben. Himmel und Erde ,ganz Madrid und auch der Ministergatte wurden wegen des verschwundenen Hundes in Aufregung versetzt. Böswillige Zungen wollen auch wissen, daß Frau Zaleski ihrem Ministergatten eine gehörige Gardinenpredigt gelesen hat, weil er als Außenminister nicht einmal einen Hund bewachen kann. Glücklicherweise wurde der königliche Hund der Frau Minister bald gefunden: er hatte sichs, ungeachtet seiner Herkunft von der italienischen Königin, auf einem Misthaufen gemütlich gemacht, wo er an einem Schweinsknochen nagte.

Nun ist von diesem Hündchen wieder einmal die Rede. Vor einiger Zeit wurde es krank: es wurde mürrisch und wollte nicht mehr fressen. Selbst die besten Bissen beschnupperte es nur, schüttelte mit dem Kopf, nahm sein Schwänzchen zwischen die Beine und ging auf sein gepolstertes Lager zurück. Die Frau Minister war um das Leben ihres Lieblings sehr besorgt. Flugs wurde ein Aerztespezialist herbeigerufen, der feststellte, daß der Hund herzkrank sei. Armes Hundevieh, ihm wird wohl das Herz vor lauter Sehnsucht nach einem anständigen Schweinsknochen gebrochen sein. Also das Unglück war über den königlichen Hund hereingebrochen. Die Frau Minister war tiefunglücklich. Doch erklärte der Arzt, daß dem Hunde eine Reise in den Kurort Krynica gut tun werde; die herzstärkenden Moorbäder von Krynica würden dem Hunde die zerrüttete Gesundheit wieder zurückgeben.

Gesagt, getan. Noch am selben Abend wurde ein Diener beauftragt, den Hund nach Krynica zu bringen. Leider besagen die bisher vorliegenden Meldungen nicht, ob dem königlichen Hund ein spezieller Salonwagen zur Verfügung gestellt wurde.

So weit die königliche Hundegeschichte der Frau Minister. Man kommt nun also zu sehr in Versuchung, hierüber kräftig aufzulachen, wenn diese Geschichte nicht ein so beschämendes Dokument der Unvernunft vieler Frauen der sogenannten besseren Gesellschaft wäre. Eine Schande aber ist es, wenn die Frau eines amtierenden Ministers in einer Zeit, wo Tausende von Menschen im Lande am Hungertuche nagen, wo Tausende von Kindern unterernährt und krank ohne ärztliche Hilfe dahinsiechen müssen, mit einem Hundevieh solche Geschichte hermacht! O, ha!

•

Wettlauf um die Beschwörung des Geistes Conan Doyles.

Der vor einigen Tagen verstorbene berühmte Detektivromanschriftsteller Conan Doyle war bekanntlich auch ein leidenschaftlicher Spiritist und Geisterbeschwörer. Schon vor langer Zeit hatte er versprochen, daß er, wenn er einmal sterben werde, gleich nach seinem Tode in einer Seance seiner Freunde erscheinen werde. Er scheint aber nicht Wort gehalten zu haben, und nun rächen sich die Tischelrücker aller Länder und Nationen an dem Dahingeschiedenen, indem sie ihn justament nicht zur Ruhe kommen lassen wollen. Ueberall, wo es spiritistische Gesellschaften und geistergläubige Zirkel gibt, hat ein förmlicher Wettlauf um die Ehre begonnen, als erster den Geist Conan Doyles zitiert zu haben. Natürlich stürmt bei solchen Kämpfen um einen „Rekord“ wieder einmal Amerika voran. Die „Vereinigung der amerikanischen Spiritisten“, Sitz Neuyork, kabelt voller Genugtuung in die Welt hinaus, daß sie bereits bestimmte Nachrichten über das Eintreffen Conan Doyles in der Sphäre der Seligen erhalten habe. Im Verlaufe einer spiritistischen Sitzung, bei der alle führenden Persönlichkeiten des amerikanischen Spiritismus anwesend waren, habe ein Fräulein Thomson der Versammlung die freudige Mitteilung gemacht, daß sie mit einem Geiste namens Florence in Verbindung getreten sei, der erklärt habe, daß „ein neues, großes Licht, ein Licht von bestechendem Glanz zwischen den Seelen aufgetaucht sei.“ Florence habe hinzugefügt, das neue Licht verbreite solchen Glanz, daß es alle im Raume kreisenden Geister angezogen und um sich versammelt habe. Der neu eingetroffene Geist habe daraufhin seinen Dank für die herzliche Aufnahme ausgesprochen, aber hinzugefügt, daß er von der Erdenschwere seiner Arbeit noch zu ermüdet sei, um unmittelbar in Fühlung mit der Welt der Lebenden zu treten.

Auf Conan Doyles direktes Auftreten in den Spiritistenvarietes muß man also noch ein wenig warten. Jedenfalls scheint es im Jenseits sehr idyllisch zuzugehen, und man kann nur den Wunsch aussprechen, daß die Betten des Hotels, in dem der Verewigte abgestiegen ist, recht gute Matratzenfederung haben, damit sich der Gast von den Reisestrapazen und der Erdenschwere bald erhole und endlich vor seine Jünger auf Erden hintreten könne.

•

Wir bezahlen unsere Schulden nicht.

Durch die Presse Polens geht zurzeit ein offener Brief der Fürsten Stefan und Zdzislaw Lubomirski, aus dem hervorgeht, daß niemand aus der fürstlichen Familie die Schulden des bekannten Genießers und Verschwenders Thomas Lubomierski bezahlen will.

Die Adligen haben doch sonst ein sehr fein ausgeprägtes „Ehrgefühl“, das nicht einmal die leichte Kränkung des Standesgenossen verträgt, ohne dafür Genugtuung zu fordern. Es ist sonderbar, daß man nichts von dem Standesbewußtsein der „Edelmenschen“ bemerkt, wenn es sich darum handelt, anderen Genugtuung zu geben, in diesem Falle also den Geprellten das Ihre zu geben, die dem Klang des Namens trauend, dem Fürsten Thomas Geld borgten. Oder hat das nichts mit Ehre zu tun. Vielleicht gibt es zweierlei Arten von Ehre?



Unterhaltung - Wissen - Kunst



Sklaven unter Tag.

Mangelnde Sicherheitsvorschriften. — Die Katastrophenziffer steigt.

Von Erich Neuschul.

Täglich steht die große Schar des Proletariats im Kampf um den Bissen Brot, den sie einer besitzgierigen und besitzbewahrenden Gesellschaftsklasse abringen muß. Täglich verrichten die Hunderttausende stille Heldentaten, von denen keine Dichtung und keine Zeitung meldet. Aber während die Meisten die Gewißheit haben, höchstens unter dem Einsatz ihrer Kräfte und ihrer Gesundheit ihr Tagewerk verrichten zu müssen, steht ein Teil der Arbeiterschaft ständig unter einer immer währenden Lebensgefahr, das sind die Bergleute.

Sie sind die wahrhaft Ausgestoßenen, ihre Not läßt sich nicht beschreiben, und ihre Lage ist umso erschütternder, als sie, die nach Lohnordnungen aus den Anfängen ihres Gewerbes arbeiten müssen, bei dem denkbar schlechtesten Verdienst unter den größten Gefahrenmöglichkeiten stehen. Diese beiden Dinge stehen in einer unbarmherzigen Wechselwirkung zueinander. Denn der Bergmann ist gezwungen, um seinen Akkordlohn in die Höhe zu treiben, unter allen Umständen einzufahren und mit einer Schnelligkeit zu arbeiten, die das Gefahrenmoment erhöht. Für ihn dürfen einmal gewesene Explosionen, von denen man weiß, daß sie mit Sicherheit wiederkommen werden, kein Hindernis sein. Er muß sich auch den mangelhaften Sicherungsmaßnahmen des Arbeitgebers unterwerfen, trotzdem er weiß, daß sie die Ursache seines jähen Todes sein können. Hier im Bergwerk also treffen die Klassengegensätze, treffen Ausbeutertum und Ausgebeutete in ihren nacktesten Formen zusammen, und hierhin sollte man alle diejenigen einmal bringen, die um des lieben Friedens willen diese Gegensätze so gerne übersehen wollen.

Wer von Bergarbeiterelend spricht, hat meist das Waldenburger Gebiet im Auge, das in seinen Anhäufungen von Armut, Todesgefahr und Bedrücktheit für die Lage des Bergarbeiters typisch scheint. Und leider hat es 152 Tote gekostet, um die Welt auf jenes andere Gebiet des Bergbaus in Schlesien aufmerksam zu machen, dessen Abbauverhältnisse wohl die schwierigsten im ganzen Reich sind. Natürlich werden auch hier die üblichen Sicherheitsmaßregeln der Bergbauindustrie angewandt, aber wenn sie in ihrer völligen Ungenügendheit schon so oft in anderen Gebieten versagt haben, wie erst versagen sie da, wo die Kohlensäurevorkommen unter Tag immer wieder nur durch eine völlig überraschende Explosion sich bemerkbar machen. Eine ungeheure Tragik liegt in der Tatsache, daß selbst die Technik unserer Tage, die sämtliche Gebiete des Lebens in einer beispiellosen Weise beherrscht, nicht einmal dazu ausreicht, einen Schacht auf seine Tücken hin zu kontrollieren. Und wenn dann noch das Antreibesystem hinzukommt, wenn der Bergarbeiter sehen muß, wie Tag für Tag die Kumpels um ihn herum entlassen werden, dann scheint für ihn seine Lage auf weiteste Frist hinaus hoffnungslos zu sein. Das beweist ja auch der negative Ausgang jener Prozesse, die gerade im Neurodener Revier nach Kohlensäure-Explosionen geführt wurden. Die Erklärungen der Sachverständigen haben aber niemals ihre Wirkung getan, sonst hätte es nicht zu diesem schaurigen Todestanz kommen dürfen.

In einem Prozeß hat der Betriebsführer einmal erklärt, daß man früher wohl besondere Sicherheitsmaßnahmen getroffen habe, aber in den letzten Monaten vor dem Unglück hätten die großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten das verhindert. Man habe immer wieder Entlassungen vorgenommen, und die Folge sei gewesen, daß ohne Rücksicht auf die Sicherheit drauflos gearbeitet worden sei. Jeder hätte versucht, seine Förderung zu steigern.

So lagen die Verhältnisse also vor vier Jahren und sie sind seither nicht besser geworden, das beweist die Entlassung von 900 Arbeitern in der letzten Zeit, und das beweist jetzt die riesige Katastrophe.

Wer sich die Statistik der Grubenkatastrophen in den letzten Jahren einmal ansieht, muß die Feststellung machen, daß ihre Zahl im wesentlichen unverändert ist, ja daß sie zugenommen hat. Die statistischen Daten des Grubensicherheitsamts im preußischen Ministerium für Handel und Gewerbe beweisen das mit erschreckender Deutlichkeit. Im Jahre 1916 ereigneten sich im Berichtsgebiet des Grubensicherheitsamts, also in den gesamten preußischen Bergwerken, 45 Grubenunglücke, die das Einsetzen des Rettungswerks notwendig machten. Das Jahr 1918 weist nur 26 Fälle auf, dann aber beginnt die Zahl der Grubenkatastrophen mit geringen Schwankungen ständig zu steigen. 1919 sind es 36, 1921 schon 53, 1923 sogar 65 Grubenkatastrophen und 1926 haben sich 83 Grubenkatastrophen ereignet.

Die Zahl der Katastrophen allein gibt noch keinen Ueberblick über die wirkliche Größe der Unglücksfälle, da die Katastrophen verschieden groß sind, und die Zahl der Verunglückten und Toten außerordentlich wechseln. Die Statistik verzeichnet in solchen Fällen stets die Zahl der Gefährdeten, die in den letzten Jahren zwischen 16 und 275 schwankt, wobei die Einzelunglücksfälle natürlich nicht mitgezählt sind, die sich beinahe alltäglich ereignen. Wen die Zahl der Katastrophen nicht überzeugt, daß die Sicherheitsmaßnahmen in den Bergwerken vollkommen ungenügend sind, der möge sich vergegenwärtigen, daß das Steigen der Unglücksfälle ein untrügliches Zeichen ist. Diesen erdrückenden Ziffern stehen die nichtssagenden Erfolge des Rettungsdienstes gegenüber, der ja auch illusorisch ist und das Uebel nicht an der Wurzel packt. Die Neuroder Katastrophe wird in Vergessenheit geraten, die Bergleute werden wieder Tag für Tag einfahren und in atemloser Hetzjagd dem Berg Pfennig um Pfennig abringen. Die Aktionäre werden wieder auf ihren Klubsesseln sitzen und lange Kämpfe um die Höhe der Dividende führen. Und wenn zu entscheiden ist zwischen der Erhaltung des Geldes oder der Erhaltung des Menschenlebens, dann wird die Entscheidung, die der Unternehmer fällt, eindeutig ausfallen. Aber aus dem Blut und Hunger der Jahrhunderte wird eines Tages der Vogel Phönix einer neuen Gesellschaftsordnung auferstehen. Wir geloben es den Toten, ihr Opfertod war nicht umsonst!

Vor dem Untergang der Kultur.

Nur eine Krise des geistigen Fortschritts. — Weniger Ehrfurcht vor dem Ueberwundenen tut not!

Unser Zeitalter ist eine Uebergangsepoche, die neue Ordnung ist erst im Entstehen begriffen, die alte gibt sich nur allmählich auf. Die bisherige Gesellschaftsordnung leidet an einer unheilbaren Krankheit, die auch die alte Kultur ergreift. Es sind die politischen und wissenschaftlichen Verteidiger der alten Ordnung, die am lautesten von einer geistigen Krise sprechen. Sie möchten gerne glaubhaft machen, daß die Kultur schlechthin, die ganze geistige Entwicklung von dieser Krise betroffen ist. Die romantischen Rassentheoretiker stellten einen Wesensunterschied zwischen Kultur und Zivilisation auf. Diese Unterscheidung enthält ein Werturteil, unter Kultur verstehen sie die Geistigkeit und Bildung vergangener Zeiten, mit dem herabsetzenden Namen Zivilisation bezeichnen sie die Geistigkeit der demokratischen modernen Gesellschaft. Das berühmte Modebuch von Spengler „Untergang des Abendlandes“ baut sich in erster Reihe auf dieser Unterscheidung auf. Wo Großgrundbesitzer, Junker und Offiziere nicht mehr ausschließlich zu herrschen vermögen, hört nach den wissenschaftlichen und literarischen Sprachrohren dieser Klassen die höhere Geistigkeit überhaupt auf, den Untergang der eigenen Privilegien setzen sie gern dem Untergang der Kultur gleich. In den Augen dieser Schichten sind Republik und Parlament minderwertige politische Einrichtungen, die Arbeiterschaft eine pöbelhafte Klasse und der Sozialismus ein verwerfliches materialistisches Lebensprinzip. Diese Schichten werden sich stets nach der Welt zurücksehnen, wo ihre Privilegien, die für sie die Kultur bedeuteten, allein maßgebend waren. Die erfreuliche geschichtliche Tatsache, daß die alte Ordnung ins Wanken geraten und dem Untergang geweiht ist, fassen sie als Zusammenbruch der menschlichen Kultur auf und würden gern den Umstand verheimlichen, daß die Entwicklung einer wirklichen Kultur erst durch den Sturz des Feudalismus und Militarismus ermöglicht wurde und ihre vollständige Entfaltung einen weiteren Sturz, den des Kapitalismus, voraussetzt.

In den letzten dreißig Jahren machten Physik und Chemie eine Wandlung mit, die nach der Zeugenschaft berufener Gelehrter zu den tiefgreifendsten gehört, die jemals in der Entwicklungsgeschichte einer Wissenschaft stattgefunden habe. Diese Wandlung wäre geeignet, die Menschheit mit großem Stolze zu erfüllen, als Zeichen des unaufhaltsamen Fortschrittes menschlicher Kultur und menschlicher Erkenntnis, die sich über alle Hindernisse sieghaft hinwegsetzen. In den Augen der klerikalen Propaganda ist diese revolutionäre Umwandlung nur ein Zeichen der Schwäche der Wissenschaft. Wir haben immer gesagt — verkünden sie —, daß Physik und Chemie des 19. Jahrhunderts, auf die ihr so stolz waret, keinen Heller wert sind. Jetzt kommen Plank, Lorentz, Einstein; stürzen und wandeln die bestehenden naturwissenschaftlichen Gesetze um und somit beweisen sie, daß wir recht hatten, ebenso wie später andere Physiker kommen werden, um dann die Sätze von Plank und Einstein durch neue zu ersetzen. Leset die Bibel und die Kirchenväter — setzen sie fort, die alle Naturereignisse,

Das Glück auf Umwegen

Roman von Grete von Saß

[37

Alle anderen hatten ihre Einsätze verloren. Als man den sogenannten Spielsaal verließ, tröstete Fabian Helga:

„Seien Sie nicht traurig, ein anderes Mal haben Sie mehr Glück!“

Helga war absolut nicht traurig. Sie lachte sogar.

„Es war doch sehr amüsant“, sagte sie.

* * *

„So ein Wissen um Glücksmöglichkeiten ist wie schleichendes Gift“, sagte Pfötchen am anderen Tage zu Fabian.

Aber es war dabei etwas in seinem Blick, das Fabian einen Augenblick stutzig machte. Pfötchen bemerkte Fabians Argwohn. Mit treuherziger Offenheit gestand er:

„Zum ersten Male in meinem Leben habe ich so etwas mitgemacht. Habe nur immer davon reden hören.“

Fabian lächelte.

Pfötchen rückte näher zu ihm heran.

„Sagen Sie mir, Herr Doktor, gibt es nicht solche Etablissements auch in noblerer Aufmachung?“

„Doch — natürlich!“

Wo?, wollte er wissen. Und ob man da so ohne weiteres Zutritt habe?

Fabian sah ihn prüfend an; dann sagte er:

„Wenn Ihnen daran liegt, führe ich Sie in meinen Klub ein. Dort wird auch gelegentlich gespielt.“

„Famos! Ja, so ein Klub, das ist doch ganz etwas anderes. Ich war noch nie in einem solchen Klub, aber man kann sich doch eine Vorstellung davon machen. Elegante Räume, teppichbelegte Fußböden, viel Licht, ein Meer von Licht, das sich über elegant gekleidete, distinguierte Menschen ergießt, über leise hin und her huschende Diener, über festlich gedeckte Tafeln über silberne Sektkübler.“

Fabian sah ihn wieder von der Seite an. War der Kerl so harmlos, oder stellte er sich nur so?

„Ja, so etwas gibt es auf der Welt!“ sagte Pfötchen seufzend. „Unsereins hört nur davon. Selbst sieht man so etwas nicht einmal von weitem. Was möchte ich darum geben. nur ein einziges Mal etwas Derartiges mitzuerleben.“

„Hm — tja — schließlich ließ sich das ja doch einmal machen.“

„Wirklich?“

Pfötchen sah ihn erfreut an.

„Tja, aber so einfach ist das nicht, wie in der Spelunke am Karlsbad, daß man da so hereinkommen kann von der Straße. Smoking müssen Sie schon anziehen.“

„Smoking? Hm!“

Pfötchen besaß keinen Smoking. Aber na, wenn es sein mußte, konnte er sich ja einen kaufen, und zwar heute noch. Schließlich gehörte es sich ja, daß ein Mensch, der in der besseren Gesellschaft verkehrte, dies Kleidungsstück besaß. Bei Leineweber kaufte man so einen Smoking schon für siebzig Mark. Das war ihm die Sache, die er vorhatte, wert.

Ob er darauf rechnen könne, heute abend schon in den Klub eingeführt zu werden? Er sah Fabian flehend an.

„Ich will sehen, was sich machen läßt. Ich kann Ihnen aber erst nach dem Abendessen Bescheid geben.“

Pfötchen dankte, dann verabschiedete er sich. Er wollte in die Stadt. Allein zu gehen, war ihm zu langweilig. Aber wer sollte ihn begleiten? Loth fiel ihm ein. Er hatte ihn lange nicht gesehen. Pfötchen beschloß, sogleich zu ihm zu gehen. Wenn er Loth antraf, wollte er ihn bitten, ihm beim Einkauf des Smokings zu helfen. Hinterher konnte man dann irgendwo gemütlich frühstücken.

Pfötchen klopfte an Loths Zimmertür. Male, die das Zimmer gerade aufräumte, rief: „Herein!“

„Herr Loth ist nicht hier“, sagte Male, und sah ihn mit lauerndem Blick an. „Was wollten Sie denn von ihm?“

Die Frage und der Blick Males waren eigentümlich; Pfötchen war geradezu verwirrt.

„Was ich von ihm will?“, widerholte er. „Besuchen wollte ich Herrn Loth. Was sollte ich sonst von ihm wollen?“

Ob die glaubt, ich wollte ihm Socken zum Kauf anbieten?, dachte er.

Aus der unfaßlichen Regung heraus, groß vor ihr dastehen zu wollen, griff er in seine Hosentasche und reichte Male ein Dreimarkstück.

„Da, nehmen Sie das als Trinkgeld.“

Male wischte ihre feuchte Hand ab. Mit spitzen Fingern nahm sie das Geldstück aus Pfötchens Hand.

„Danke!“ sagte sie kurz. „Wenn Herr Loth kommt, werde ich ihm ausrichten, daß Sie hier gewesen sind.“

Er wandte sich wortlos ab. Stieg, von Males mißtrauischem Blick gefolgt, die Stufen hinab.

Im Laufe des Vormittags wurde der Smoking erstanden.

„Wozu haben Sie denn einen Smoking nötig?“ fragte Rechnungsrat Schlösser, dem er das Kleidungsstück zeigte.

„Nun, so —; man muß doch einen Gesellschaftsanzug besitzen“, antwortete er, dabei verschmitzt lächelnd.

Pfötchen hatte den Smoking angezogen und besah sich im Spiegel. In diesem Augenblick trat Adda ins Zimmer.

„Oh, ich störe wohl?!“ sagte sie, und wollte wieder zur Tür hinauseilen.

„Nein! Bitte, bleiben Sie, Fräulein Adda! Sie stören durchaus nicht. Im Gegenteil, Sie kommen wie gerufen“, sagte Schlösser. „Herr Pfötchen will wissen, wie sein neuer Smoking sitzt. Ich verstehe nicht viel davon. Sie werden das besser beurteilen können.“

Adda errötete und ließ ihren Blick flüchtig über Pfötchens rundliche Gestalt hinweggleiten. Und wie sie aufsah, begegnete sie dem Blick seiner guten Augen. Beide waren einen Moment verwirrt davon. Sie derart, daß sie fast vergessen hätte, ihr Urteil abzugeben.

Schlösser fragte: „Na, was meinen Sie? Wie sieht Herr Pfötchen in seinem Smoking aus?“

„Großartig!“ antwortete sie ein wenig spöttisch.

(Fortsetzung folgt.)

die schon bekannt sind und die da kommen werden, mit einer hundertprozentigen Sicherheit erklären! Die moderne Naturwissenschaft, ihrer mächtigen Leistungen bewußt, weist unnütze Spekulationen von sich, vermeidet die Metaphysik und befaßt sich nur mit der erfahrbaren Wirklichkeit. Diese weise und selbstbewußte Einschränkung wird vom Klerikalismus auch als eine Schwäche, als ein Zeichen der Minderwertigkeit gegenüber der Theologie, die solche Skrupel nicht kennt und alles durch dick und dünn erklärt, ausgelegt. Das ist der Ursprung des Geredes von der Krise der Naturwissenschaften und der Wissenschaften überhaupt.

Als Mitte des 19. Jahrhunderts die Naturwissenschaften in eine Periode des stürmischen Fortschrittes eintraten, ward es den geistigen Vertretern gegenrevolutionärer Richtungen klar, daß ihre wissenschaftlichen und literarischen Theorien den Kampf gegen die modernen Ideen erst dann mit Aussicht auf Erfolg aufzunehmen vermögen, wenn diese auch in der Rüstung der modernen Naturwissenschaften erscheinen. Der erste Frontwechsel wurde auf dem Gebiete des Darwinismus vorgenommen. Der Darwinismus, zuerst von Kirche und Staatsmacht befehdet, wurde dadurch ein Hauptstützpunkt reaktionärer Bestrebungen. Man entdeckte allmählich, daß die Hauptsätze Darwins, der Kampf ums Dasein, die natürliche Zuchtwahl und seine Vererbungslehre, dazu verwendet werden können, die Unterdrückung der wirtschaftlich und politisch schwächeren Klassen durch die Bevorrechteten zu rechtfertigen. Es entstand in England eine konservativ gerichtete Soziologie, die dank ihres modernen Gewandes auch in fortschrittliche Kreise eindrang und dort Verwirrung stiftete. Auch der große Erfolg der Philosophie Bergsons war dem Umstande zu verdanken, daß er eine konservative, sogar gegenrevolutionäre Lebensphilosophie in einer naturwissenschaftlichen Tunke dem gebildeten Publikum auftischte. Seit dem Kriege stellte sich aber heraus, daß diese Methode nicht mehr geeignet ist, große Massen für den Dienst reaktionärer Zwecke einzufangen, daß aber jede Doppelzüngigkeit große Gefahren für diejenigen, die davon Gebrauch machen, in sich birgt. Ein neuer Frontwechsel wurde durchgeführt, die Abkehr von den Wissenschaften, die sich überlebt hatten, gepredigt; der Faschismus ist ausdrücklich wissenschaftsfeindlich, seine „geistigen“ Vertreter gehören zu den eifrigsten Verbreitern des Geredes von der Krise der Wissenschaften.

Freilich ist die Krise des geistigen Lebens und der Kultur nicht abzuleugnen. Sie kommt daher, daß die neue Geistigkeit sich nur durch Ueberwindung mächtiger Hindernisse Bahn zu brechen vermag, weil die Nutznießer der alten Gesellschaftsordnung unausgesetzt am Werke sind, mit Einsetzung ihres noch vorhandenen politischen Einflusses und ihrer wirtschaftlichen Kraft den Sieg der neuen Kultur aufzuhalten. In diesem Sinne und nur in diesem Sinne darf man wirklich von einer geistigen Krise sprechen. Sie ist aber keine Krise des Verfalles, sondern die eines behinderten Wachstums.

Die Entwicklung einer neuen Kultur wird auch durch den Druck der glänzenden Schöpfungen früherer Kulturen gehemmt, denn der Vergleich fällt gewöhnlich zuungunsten der neuen Kultur aus. Michelangelo, Goethe, Beethoven, Shakespeare haben der geistigen Kultur und dem menschlichen Fortschritt unvergängliche Dienste geleistet; ihre Autorität ist aber gewissermaßen ein Hemmschuh der Entwicklung geworden. Die Entfaltung neuer Talente, neuer Ideen und neuer kühner geistiger Richtungen wird dadurch verhindert, daß die Autorität der großen Namen und Schöpfungen zentnerschwer auf ihnen lastet.

Ich habe einmal darauf hingewiesen, daß das Ansehen Newtons für die Entwicklung der Physik hinderlich war und daß die große Umwälzung an der Jahrhundertwende erst eintrat, als Einstein den wissenschaftlichen Mut faßte, sich von den Grundprinzipien Newtons vollständig freizumachen. Die Erkenntniskritik Kants war eine der mächtigsten Leistungen des menschlichen Gehirns, und auch die Hegelsche Metaphysik setzt uns noch heute durch ihren kolossalen Bau in Erstaunen. Die Autorität Kants und Hegels verhinderte aber, daß sich in Deutschland eine neue, der Geistigkeit der modernen Zeiten entsprechende Philosophie entwickle. Abgesehen von der kurzen Periode des Materialismus entbehrt die deutsche Philosophie der letzten Jahre jeglicher Ursprünglichkeit.

Der Einfluß der großen Kunstwerke des Altertums und des Mittelalters, der Renaissance und des Barocks machte die moderne Entwicklung der Baukunst im 19. Jahrhundert unmöglich, die weltberühmten Schöpfungen dieses Zeitalters sind letzten Endes nur mehr oder minder kitschige Abgüsse früherer Kunstperioden. Ein neuer architektonischer Stil begann sich erst in den zwei letzten Jahrzehnten durchzusetzen, als das Vorwärtsdringen der industriellen Arbeiterschaft neue Wohnungs- und Bautypen und infolgedessen auch das Entstehen eines neuen Baustiles zwangsläufig hervorrief.

In aller Achtung für die großartigen Schöpfungen der früheren großen Geister müssen wir doch den Wunsch aussprechen, daß es im Interesse der Entstehung einer den neuen Zeitbedürfnissen angemessenen Geistigkeit bereits die höchste Zeit wäre, daß ihre Autorität endlich aufhöre oder auf ein Mindestmaß, vorgeschrieben durch Dankbarkeit und Verehrung reduziert werde.

Paul Szende.

Die Nacht vor dem Beil.

Von Alfred Wolfenstein.

Mit besonderer Erlaubnis der „Deutschen Verlagsanstalt“ Stuttgart veröffentlichen wir die Schlußszene von Alfred Wolfensteins Drama „Nacht vor dem Beil“, das als Tendenzstück gegen die Todesstrafe hoffentlich recht schnell über die Weltbühne laufen wird.

Roter Morgenhimmel. — Das Gefängnis. — Die Leute regen sich, flüstern.

Einer: Du (er sieht nach der Uhr).
Anderer: Ja — es wird rasch hell — wird gleich schlagen.
Alter (steht von seinem Feldstuhl auf): Kalt, kalt war es.
Mann (wickelt sich aus der Decke): Besonders hier im nassen Grase.
Bruder (stößt sich von der Mauer ab): Hat länger gedauert. Mir schmerzt das Genick.
Frau: Ich habe fest geschlafen.
Alter: Gott sei Dank, daß es hell ist.
Frau: Wir sind noch alle da.
Alter: Unsere Lieben sind es wohl wert. (Sie reichen sich die Hände: Wir sind da!)
Frau: Was war das für ein Klang. — Die Glocke.
Alter: Nein, nur eine Klingel, drinnen.
Frau: Aber Schritte auf den Treppen.
Alter: Schlüssel klappern.
Mann: Es ist so weit.
Bruder: Gut. Die Leiter her.
Mann: Noch nicht.
Bruder: Jetzt schlägt es.
Es schlägt. Sie versammeln sich in großer Erregung.
Mann: Fünf.
Bruder: Fünf. Wo ist er — —
Abel stürzt herein.
Abel: Wo ist er —
Das Gesicht des Verurteilten ist an seinem Gitter erschienen. Abel und Jank starren sich an. Plötzlich Geräusche oben. Schatten eingetretener Leute in der Zelle. Der Verurteilte hat sich umgedreht.
Abel: Jank!
Der Verurteilte geht langsam vom Fenster weg, ohne sich noch einmal umzudrehen, geht mit den Eingetretenen zur Tür hinten und verschwindet, die Tür fällt zu.
Frau: Sie gehen —
Alter: Schritte im Flur —
Frau: Die Treppe herab —
Alter: Jetzt hinter der Mauer, über den Sand —
Abel: Nein — nein — hört — es war alles umsonst, was ich versucht habe, aber Ihr —
Bruder: Sſſt!
Abel: — habt euch besonnen, die Nacht lang — jetzt komme ich zurück zu euch —
Mann: Jetzt die Leiter — Anlegen — Ich steige hinauf — Sie sind schon im Hof —
Abel: Die Leiter und alle hinauf, oben die Leiter nachziehen und in den Hof hinablassen — hinabspringen — über den Hof rennen — und ihnen den Menschen entreißen, in der letzten Minute—
Bruder: Ist der blödsinnig?
Abel: — dann verstecke ich ihn, bis doch Begnadigung kommt — und bewache ihn inzwischen —
Bruder: Steigen Sie hinauf, rasch —
Der Mann steigt hinauf.
Abel: — verberge und bewache ihn, streng wie kein Zuchthauswärter —
Bruder: Vorsichtig, zeigen Sie den Kopf nicht zu weit über die Mauer.
Einer: Was sehen Sie?
Alle um die Leiter.
Mann (oben, das folgende sehr schnell): Sie alle versammelt — alle in Schwarz, nur der — in gestreiftem Kittel — wird jetzt von zwei Wärtern auf den Hof geführt, hält die Hand vors Gesicht, nur zuerst, geblendet von der Sonne. — Die Herren flüstern, der Sand knirscht unter den Füßen, sonst alles ganz still und einfach. Drüben steht der andere, Herr Schmidt. Dreht ihm noch den Rücken zu. Ein schwarzes Tuch am Boden, in seiner Nähe, man sieht, was darunter liegt. Die beiden Gehilfen verdecken auch etwas den Block. Ihre roten Hände hängen schon vorwärts.
Frau: Aber mein Junge hat das Feuer richtig sehen müssen, in dem er verbrannte, wissen Sie das, Sie?
Abel: Ja — —
Einer: Also.
Anderer: Weg, Freundchen.
Abel: — ich weiß es, und er ist nicht mein Freund, euer Freund bin ich! Seht nicht zu, seht nicht zu —
Anderer: Das Recht nimmt seinen Gang.
Mann (oben): Einer von den Herren in schwarzer Robe tritt vor ihn hin —
Abel: Auf die Leiter! — Oder ich muß allein —
Einer: Haltet den —
Anderer (zu Abel): Weg von der Leiter —
Anderer: Die Leiter loslassen —
Anderer: Haltet ihn fest, ich binde den Kerl —
Mann (oben): Der Staatsanwalt zeigt ihm ein Blatt Papier, er sieht nicht hin.
Einer: Jetzt kommt es, die Sühne!
Die anderen (außer sich): Die Sühne!
Abel: Jetzt — jetzt noch — er lebt noch —
Mann (oben): Der Scharfrichter dreht sich zu ihm um —
Abel (rasend): Nein — nein —
Mehrere (mit Abel ringend, so als sei es der Vorgang hinter der Mauer): Packt ihn!
Mann: Gehilfen werfen sich auf ihn — halten ihn —
Einer: Haltet ihn —
Mann: Haben ihn hingeschleppt — der Scharfrichter packt unter dem Tuch hervor das Beil -
Die Leute: Das Beil —
Abel: Das Beil —
Mann: — schwingt es — auf — ab — — — Ist vorbei.
Die Leute: — — — Vorbei — — — So.
Stille. Dann viele Schritte hinter der Mauer. Abel ist hingefallen.
Mann (ist heruntergestiegen): — — — Es ging einfach, zuletzt, ging rasch.
Die Leute (sehen sich an, geben sich die Hände, sehen weg, wollen langsam gehen, hinten hört man ein Auto ankurbeln).
Abel (richtet sich auf): — — — Geht ihr? Es ist fünf vorbei — diese Stunden schlagen nicht mehr — es ist vorbei. Wollt ihr jetzt gehen und zu Hause nachsehen, ob sie wieder da sind, eure Lieben? Sind sie wieder lebendig geworden, da man ihn geköpft hat, hast du dein Augenlicht zurück. (Er ist aufgesprungen, zwischen sie gesprungen, hält sie an.)

Nein? Aber drüben steht ein Eimer Blut, das wird bessern, das wird schrecken, das tötet den Mord, der Mörder ist tot!

Oder wird es schreien, es lebe der Mörder? Wieder ein Glied an der Kette Tod für Tod, ein Eimer Blut steht drüben, zum Saufen für Menschenfresser, nehmt ihn mit, in euer gemütliches Heim! (Er treibt sie.)

Geht also, aber ich komme mit! Diese Nacht ist abgerollt! Die Zeit habe ich vorbeirollen sehen! Mit gleichgültigen Richtern und Henkern, mit Bürgern, gleichgültig wie die Mörder, mit gleichgültigen Menschen, mitschuld an Armut, Elend, Aussaugung, Verzweiflung, Verbrechen, mitschuld an diesem Verbrecher und trotzdem ruhig Scharfrichter — ihr Mördermacher! Mitmörder! Mördersmörder! Ihr selber ewige Brandstifter mit eurer Todesstrafe! (Dicht bei den Zuschauern.)

Geht ihr heim? Ich gehe nicht nach Haus, ihr sollt mich nicht mehr loswerden, bis ihr abschafft diese Kette Tod für Tod, und davan hängt viel! Geht ihr heim? Mein Zuhause ist eingestürzt, versteht ihr, abgebrannt in dieser Nacht.

Dafür Feuer ans Schafott! Feuer ans Schafott! Um unser aller willen, um des Lebens willen! (Hinter den letzten her.)

Denn wir, wir müssen anfangen, das Leben heilig zu halten, wir zuerst, vor dem Mörder, wir!

Verschiedenes.

London, der größte Hafen der Welt.

Seit dem 16. Jahrhundert tritt der Hafen von London in seiner hohen Bedeutung für den Welthandel mehr und mehr hervor, je weiter erst die Mittelmeerhäfen Venedig und Genua, dann Lissabon, schließlich die Hansahäfen und endlich auch die großen holländischen Häfen an Rang zurücktreten. Im 18. Jahrhundert hatte London sie alle bei weitem überflügelt und ist seitdem der größte Hafen der Welt geblieben. Die Londoner Hafenverwaltung hat seitdem alle Anstrengungen gemacht, um mit den Fortschritten des Schiffbaus, mit dem wachsenden Ausmaß der Weltflotten Schritt zu halten und Londons überragende Stellung zu sichern.

Mit dem Verschwinden der Segelschiffe, beziehungsweise mit ihrem Zurücktreten hinter den großen Ozeandampfern, wurde auch für London das Problem des Hafens in das entscheidende Stadium gerückt, wo die Themse, als ein in ihrem Mittellaufe bis London-Bridge verhältnismäßig bescheidener Fluß, dem großen Tiefgang der Schiffe nicht mehr genügte, wo deshalb die Hafenanlagen, ähnlich wie in Hamburg, oder fast noch mehr wie in Bremen immer weiter flußabwärts verlegt werden mußten. So wuchsen seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Docks und Kais und Pieranlagen unaufhörlich.

Die Tilbury-Docks sind die größten Hafenanlagen Londons und als solche bereits 1885 fertiggestellt worden. Der Ausbau dieser Hafenanlage erfolgt in so großzügiger Weise, daß sie bis 1917 den Bedürfnissen von vier Jahrzehnten unablässig wachsenden Verkehrs und vergrößerten Tonnageraums der einzelnen Schiffe genügten und erst seitdem wieder eine neue Erweiterung bedurften. Ein Gebiet, das abgeschlossen hinter Mauern und Gittertoren liegt! . . . Das die wenigsten Londoner von heute in seiner ganzen Ausdehnung kennen oder auch nur gesehen haben!

Noch ehe die großen Erweiterungsbauten im Hamburger Hafen begannen, hat London schon eine wichtige Erweiterung in den Tilbury-Docks vorgenommen, die hauptsächlich in dem Bau einer großen Einfahrtsschleuse und eines neuen mächtigen Trocken-Docks für Schiffe allergrößten Tiefgangs und Tonnageraums bestehen. Die Arbeiten erforderten einen Aufwand von über 50 Millionen Mark. Eine gewaltige Summe, die in einem sehr weiten Zeitraum verzinst und eingebracht werden soll. Das neue große Trocken,Dock bietet mit einer Länge von 750 englischen Fuß, die leicht auf 1000 Fuß erweitert werden kann, den größten Ueberseedampfern bequem Raum, selbst wenn Ozeanriesen von viel gewaltigerem Ausmaß an Länge, Tiefgang und Wasserverdrängung gebaut werden sollen, als die jetzt bestehenden.

Wie wirkt ultraviolettes Licht auf Katzen?

Der Tierpsychologe, Professor Dr. Rußt, glaubt durch sorgfältige Forschungen festgestellt zu haben, daß die Katzen dem ultravioletten Licht nach Möglichkeit aus dem Wege gehen. Es entsteht also die Frage, wodurch diese Abneigung der Katzen gegen die ultravioletten Strahlen entsteht. Er vermutet, daß die Katzen, die für uns unsichtbaren ultravioletten Strahlen noch als Lichtstrahlen empfinden. Er schließt das daraus, weil das Katzenauge auch in bezug auf andre Strahlen des Sonnenspektrums eine andere Wirkung zeigt als das normale menschliche Auge. Er hat nämlich durch Beobachtungen festgestellt, daß Katzen für den größten Teil der roten Strahlen des Sonnenspektrums blind sind. Professor Rußt ist also der Ansicht, daß das Katzenauge als Ersatz dafür die ultravioletten Strahlen aufnehmen kann und aus dieser Tatsache versuchte er auch die Eigenschaft der Katzen zu erklären, daß in diesem Falle das Katzenauge mit Hilfe der ultravioletten Strahlen eben doch noch in der Lage ist, die Gegenstände zu erkennen, während das menschliche Auge in diesen Fällen längst versagt.

Roman von Fritz Hermann Gläser

Der Weberhannes

5. Fortsetzung.

Lange Zeit lag der Bursche in heftigstem Fieber, bis endlich seine derbe, gesunde Natur und die Kunst des alten Sanitätsrates aus der nahen Stadt den Sieg davontrugen und das Fieber und die Krankheit allmählich bezwangen.

In dieser schweren Zeit wich die Steinmüllerlene nicht von der Seite des Kranken. Hatte der Alte sich in jener Nacht wirklich von Haß und Jähzorn hinreißen lassen, dann wurde diese Schuld durch seines Kindes aufopfernde, liebevolle Pflege längst wieder wettgemacht.

Und eines Tages war der alte Steinmüller mitten aus seiner Arbeit heraus in die Kammer des Burschen herübergekommen, blieb noch einige Zeit recht still und gedrückt in der Tür stehen, als er das gar so schmale und bleiche Gesicht des früher blühend gesunden Burschen müde und matt in den Kissen liegen sah.

Dann trat er mit bedächtigen Schritten an das Bett des Kranken heran, der in leichtem Schlummer ruhte und das Eintreten des Müllers nicht bemerkte. Nun legte er seine lebenswarmen, schwieligen Fäuste auf die Hände seines einstigen Feindes, der darüber verwundert die Augen aufschlug; und druckste und schluckste und sagte dann ganz verlegen:

„Wirst mir meinen damaligen Zorn nicht nachtragen, Bursch, wenn ich dir sage, wie bitter ich das alles heut' bereue?“

„Er war in seinem Recht, Steinmüller!“

„Möchte alles streitbare Recht und Unrecht zwischen uns beiden für immer begraben! Willst du junges Blut mir altem Manne hierzu den Handschlag verwehren?“

Mit großen Augen hatte der Weberhannes den Steinmüller betrachtet und ganz verwundert auf seine Worte gehört.

„Er soll sich zu nichts zwingen, Müller! Ich trag' ihm jener Sache halber ganz bestimmt nichts nach!“

„Ich mein' es ehrlich, Bursch, und es ist mein sehnlichster Wunsch!“

„Dann findet er mich jederzeit dazu bereit, Steinmüller! Er wird es auch niemals bereuen, das versöhnende Wort ausgesprochen zu haben!“

Seitdem kam der Steinmüller jeden Tag auf ein Viertelstündchen an das Bett des langsam genesenden Weberburschen. Sie sprachen nicht viel zusammen. Der Müller schmauchte zumeist sein Pfeifchen Tabak; er war eine wortkarge, verschlossene Natur, und es war den beiden Männern nicht gegeben, über alles viele Worte zu machen. Und die Vergangenheit wurde überhaupt nicht erwähnt. Das Wohnen unter einem Dache, der beiden aufrichtiger Wille, sich gegenseitig verstehen und achten zu lernen, brachten es allmählich zuwege, daß das allabendliche Plauderstündchen den beiden Männern nicht bloß zur Gewohnheit, sondern auch bald zum Bedürfnis wurde. Sie fühlten ja beide, daß sie damit jene breite Kluft, die stets trennend zwischen ihnen gewesen, am ehesten überbrücken konnten, nun, da es ihnen an aufrichtigem Willen hierzu nicht mangelte.

Der alte Müller, den sein Mädel sonst stets mahnen mußte, das Räderwerk der Mühle feiern zu lassen, das lange Tagewerk zu beschließen und doch endlich zum Abendbrot zu kommen, brachte jetzt rechtzeitig und ohne besondere Mahnung das Triebwerk der Mühle zum Stillstand.

Und der Weberbursche, dem das untätige, endlose Liegen das Schlimmste vom ganzen Kranksein war, konnte das Nahen des Abends und das damit verbundene Eintreten des Müllers in sein Stübchen kaum erwarten.

Des Walddörfchens stille Einsamkeit brachte seinen Bewohnern so wenig Anregung und Abwechslung, daß es ihnen schier als ein Ereignis erschien, mit einem Menschen über den Tag und ihre harte Arbeit plaudern zu können.

So brachten Zeit und Schicksal es zuwege, daß die beiden Männer, die sich früher todfeind gewesen, fortan eine große und aufrichtige Gemeinschaft verband, die eigentlich von jeher schon bestand, bestehen mußte, da Lebenszweck und Lebensinhalt dieser beiden schlichten und aufrichtigen Menschen allein darin bestand, Freude und Befriedigung an ihrer Hände Arbeit zu finden und eine tiefe, wahre Liebe zur Heimat und zum heimatlichen Wald in ihrer Seele zu tragen.

In dem Verhalten der Steinmüllerlene zu ihrem Vater war eine unauffällige, aber bestimmende Veränderung eingetreten. Das willenlose Kind war zum selbständigen, handelnden Weibe herangereift.

Nicht, daß sie ihren Vater um jenes unglückseligen Geschehens willen angeklagt oder ihn gar dafür verantwortlich gemacht hätte.

In jener stürmischen Spätherbstnacht, in der man den weidwunden und scheinbar leblosen Weberhannes vom Grenzkamm heruntergetragen und sorgsam auf ein Bett in der Kammer gelegt, schob sie den verstörten Steinmüller etwas kurz und eigenmächtig aus der Tür, schickte einen der beiden Knechte unverzüglich nach dem im Tal wohnenden Arzt und erneuerte unter Hilfeleistung des zweiten Knechtes dem Todwunden den Notverband. Sie ging dem Arzt geschickt und unermüdlich zur Hand und wich dann später kaum vom Krankenlager des Weberburschen.

Es war rührend, zu beobachten, wie sich das Müllerkind schier aufopferte und durch keinerlei Pflichten in der Pflege des Todkranken beeinträchtigen ließ. Eine geschulte Krankenschwester hätte die Wünsche und Anordnungen des Arztes nicht besser befolgen können.

So war es kein Wunder, daß jene Wunde, die die Kugel des Steinmüllers gerissen, sich endlich heilen ließ und der alte Arzt dem besorgten Mädel in bezug auf das Befinden des Kranken endlich Hoffnung machen konnte.

Ueber jenen Vorfall in der Nacht am Grenzkamm oben war zwischen dem Steinmüller und seinem Kinde nicht ein Wort gefallen. Es bedurfte des Redens nicht, die Steinmüllerlene wußte ja alles, und jedes Wort darüber riß nur alte Wunden auf. Daß der Steinmüller unter seinem Schuldbewußtsein litt, das hatte sein Mädel sofort erfaßt. Und ihre mahnenden und vorwurfsvollen Augen brachten es zuwege, daß der Steinmüller dann über die Schwelle der Krankenstube schritt und, allen Haß begrabend, dem Weberhannes die Hand zur Versöhnung und aufrichtiger Freundschaft bot.

Nun war die Steinmüllerlene ganz zufrieden. Von diesem Tage an glänzte ein erstes frohes Leuchten in ihren von Tränen so oft umflorten Augen, das mit der fortschreitenden Genesung des Weberburschen zu einem schönen, frohen Hoffen wuchs.

Nun war noch einmal alles gut! Nun konnten alle Wunden heilen!

Und der Steinmüller wußte, daß sein Mädel mit ganzer Seele dem Weberburschen angehörte, und daß er hierin seinem Kinde nichts zu verwehren und zu gebieten hatte.

* * *

Wieder zog der Frühling in das Land. Die Vögel jubelten, im Wald rauschte und raunte es geheimnisvoll.

Da litt es den Weberhannes nicht mehr auf dem Krankenlager. Und dennoch würde es noch lange dauern, bis er die alte Kraft, die alte Frische wiedererlangte.

An warmen Tagen trug der Steinmüller den Burschen auf den Armen in die Sonne, bettete ihn in einen bequemen Lehnstuhl, hüllte ihn fürsorglich in eine warme Decke ein.

Die Steinmüllerlene lehnte derweil, zufrieden lächelnd, am Pfosten der Tür, den Vater und den Kranken beobachtend. Helle Freude glänzte in ihren Augen, ein stilles Lächeln spielte um ihren Mund über das Einvernehmen der beiden Männer, das zu einer schönen Freundschaft wurde.

„Schwerer bist du in der Zeit wohl nicht geworden, Weberhannes!“ hörte sie den Vater zu dem Burschen sagen.

„Das wird sich recht schnell aufholen lassen! Wirst sehen, Müller, wenn ich morgen das Laufen versuche, geht's voraussichtlich besser, wie wir beide glauben“, antwortete der Weberhannes dem Müller.

„Die Lene meint, es sei hierzu noch viel zu früh. Und zum Dank für ihre Pflege solltest du ihr ihren Willen lassen. Du hast rein gar nichts zu versäumen!“

„Doch, Steinmüller, doch! Bin lange genug auf deinem Hofe gewesen; es wird nun nötig, daß ich wieder meines Weges geh'.“

„Derlei Faxen schlag' dir aus dem Kopfe, Bursch! Du bleibst jetzt für immer auf dem Steinmüllerhof!“

„Weißt es selbst, daß ich zum Müller nicht tauge! Und will auch obendrein ein Weber bleiben!“

„Aber ein Bauer kannst du noch immer werden! Ich hätte solch jungen Burschen gerade arg nötig!“

„Würde dir auf dem Acker weder Freude noch Nutzen bringen. — Steinmüller, ich geh' wieder in die Fabriken; es ist für uns beide das Beste. Laß mich ruhig meines Weges zieh'n!“

„Hast damit noch lange Zeit, Weberhannes! Laß die Sache ruh'n und pfleg' dich in der Sonne. Ich will noch ein paar Scheffel Mehl ablaufen lassen, dann trag' ich dich wieder ins Haus hinein.“

Der Steinmüller lächelte verschmitzt vor sich hin und blickte mit frohen Augen nach dem Bach und nach der Mühle.

Schallend tönten Axtschläge vom Bach herüber, als ob ein Zimmererplatz dort aufgeschlagen würde. Helles Lachen und laute Worte klangen ab und zu zum Steinmüllerhof herüber, wie das Scherzen froher und fleißiger Menschen. Der Weberhannes wußte nicht, was das bedeuten sollte.

„Läßt wohl ein neues Mühlenwehr am Bache zimmern, Steinmüller?“ fragte verwundert der Weberhannes.

„Und eine Brücke noch gleich dazu.“

„Vielleicht an jener Stelle gar, an der die Weberhütte früher stand? Der Schall kommt von dort drüben her.“

„Akkurat an jener Stelle! Das gibt ein festes Bauwerk. Sollst es mit mir besichtigen, sobald du den Weg dorthin wirst zwingen können.“

Mit schweren Schritten ging der Alte wieder nach der Mühle. Der Weberhannes blieb im hellen Sonnenschein zurück. Und träumte nun von der alten Hütte, dem Weberhäuschen drüben am Bach, die seinen Reichtum und sein ganzes Glück geborgen, in dem er, mit seinem Mütterchen zusammen, so froh und fleißig schaffen durfte.

Von dem allen war ihm nichts geblieben, und selbst seine jungen und so gesunden Glieder, die allen Strapazen und jeder Arbeit getrotzt, waren zerrissen und geschwächt; nur Zeit und lange Pflege würden sie wieder heilen und geschmeidig machen können.

Die nächsten Tage schon gelang es dem Burschen, auf einen Stock gestützt und von seinem herzlieben Mädel geführt, den Gang zu seinem Sonnenplätzchen im Steinmüllerhof zu wagen. Dort ruhte er ein Stündchen. Und was die lange Zeit seines Krankenlagers nicht zuwege gebracht, das schaffte die Sonne jetzt in wenigen Tagen: es ging rüstig vorwärts mit der Genesung des Weberburschen.

Die Steinmüllerlene war ganz außer sich vor Freude und meinte, jetzt würde alles, alles wieder gut!

Eines Tages war der Steinmüller abwesend vom Hof. Bei den Zimmerleuten sei der Müller, das Richtfest solle gefeiert werden, wußte die Lene dem Weberhannes zu berichten.

Am Nachmittag kam er mit schnellen Schritten durch das Tor, jetzt, da das Hämmern und Klopfen verklungen. Der Steinmüller lachte; er kam stracks auf die beiden Menschenkinder zu. In solch guter Laune hatte der Bursche den Müller noch niemals gesehen. Und auf der Stelle sollte der Weberhannes mit ihm nach dem Bauplatz gehen, das Neugeschaffene zu bewundern. Der Schalk blitzte ihm dabei aus beiden Augen; er zwinkerte seinem Mädel zu und stellte sich so geheimnisvoll, als hätte er wer weiß was zu verbergen.

Der Steinmüller führte den Burschen an seinem Arme. Behutsam gingen die beiden Männer über den breiten Hof, langsam dem nahen Walde zu. Und unbemerkt folgte die Steinmüllerlene ihnen auf den Fersen.

Von weitem schon leuchtete ein neuer Brückensteg durchs Grün der Bäume, frisch geschlagen, massiv und breit, genau an derselben Stelle, wo früher die morschen und alten Balken zum Weberhäuschen hinüberführten.

Und dort — dort stand ein — nagelneuer Balkenbau! Im Aussehen wie die alte Weberhütte, aber natürlich viel größer, viel fester und weit schöner gebaut.

„Steinmüller, was soll das neue Haus bedeuten?“

Der Weberhannes konnte sich den Zusammenhang der Dinge nicht erklären, blieb unschlüssig am Brückensteg stehen und starrte mit großen Augen nach dem neuen Hause.

„Hab' an der Stelle einen Neubau aufzimmern lassen!“ versuchte der Müller mit gleichgültiger Miene zu erwidern, obgleich ihm Schalk und Freude nur so aus den Augen blitzten.

„Du willst damit doch wohl nicht sagen, daß jenes Haus...“

„Du wolltest damals Holz zum Neubau haben — nun habe ich dir die Balken gleich zurechtzimmern lassen. Bis du wieder gesund und rüstig bist, sind auch die Türen und die Fenster eingebaut und ein neuer Webstuhl aufgestellt. Meint halt, nun wäre eine alte Rechnung zwischen uns beglichen und aus der Welt geschafft und keiner hätte dem anderen etwas nachzutragen. Bist du es zufrieden, Weberhannes?“

„Und hast es dieser Sache halber nur getan, Steinmüller?“

„Ach, noch um einer anderen willen, Hannes! Hab' eingesehen, daß ich dir damals unrecht tat, als du mich um das Bauholz fragtest! Mein Wald wäre nicht kleiner geworden, selbst wenn ich ein ganzes Dorf hätte aufbauen lassen. Das gab den rechten Ausschlag in der Sache. — Vielleicht auch noch was anderes — doch ist das meine eigene Sache!“

„Nun freut's mich königlich, Steinmüller! Und ich werd' doppelt fleißig schaffen, um dir das Geld für diesen Bau recht bald zurückzugeben!“

Wie zum Schwur schlug jetzt der Weberhannes kräftig und dankbar in die Hand des alten Müllers ein.

Nun begann ein Besichtigen, Begutachten, Erklären und Pläneschmieden. Von allen Seiten, von innen und außen wurde der rohe Balkenbau bewundert und gutgeheißen — und das mit einem frohen und hellen Eifer, als sollte der Bau noch heute beendet und morgen schon bezogen werden.

Der Weberhannes bekam helle und blanke Augen; der Müller wurde wieder jung bei diesem Zukunftspläneschmieden.

Jawohl, nun sollte hier oben bald ein frohes, fleißiges Schaffen beginnen. Nun sollte der Weberhannes nicht mehr obdachlos und ausgestoßen sein. Gar seltsam rauschte es in den nahen Hochwaldkronen.

Bis plötzlich der Weberhannes in seinem frohen Geplauder verstummte, des Müllers Worte überhörte, mit seinen Gedanken anscheinend ganz woanders war.

Dann trat er plötzlich vor den Müller hin, daß dieser überrascht aufsah ob des verstörten Gesichts des Burschen. Drucksend und kleinlaut brach es nun aus ihm hervor:

„Steinmüller, wenn ich später — wenn ich wieder gesund bin und mein Brot verdienen werde — Steinmüller, wenn ich dann noch einmal um seine Lene anhalten...“

„Das schlag' dir aus dem Kopf! Dann ist die Lene längst verheiratet.“

„Steinmüller, das kann nicht sein! Ich wüßte nicht ein einziges Wort darum.“

„Trau' einer diesem Weibervolk!“

„Wer sollte es wohl sein, Steinmüller, dem die Lene...?“

Da lachte der Müller schallend auf, daß es den Weberburschen fröstelnd über den Rücken lief und dieses Lachen ihm die ganze Freude nahm.

„Danach mußt du die Lene selber fragen! Sie steht ja hinter dir!“ sprach jetzt der alte Müller und machte nun wieder eine bitter ernste Miene.

Da schmiegte die Müllerlene, die ganz unbemerkt herangetreten war, sich zärtlich an den überraschten Burschen, räkelte sich an ihm hoch, und die roten Lippen verrieten, was das Herz nicht länger fassen konnte:

„Du bist es! Du, mein dummer, lieber, du herzlieber Junge!“

* * *

Inzwischen war der alte Müller von dem hellen, neuen Hause und von dem jungen Glück weggegangen, mit einem frohen Zufriedensein im Herzen und wie einer, dem es ein gütiges Geschick vergönnt, eine alte Schuld noch einmal gutzumachen und zwei zukunftsfrohen, braven Menschenkindern den Weg zum Leben und zum Glück ebnen zu helfen.

Der Hochwald rauschte und raunte wie immer. Die Wipfel der Bäume funkelten in der hellen Sonne. Auf stürmische Vorfrühlingszeit war ein milder, sonnensatter Maientag gefolgt. Schwarzgrüne Fichten, Föhren und Tannen, majestätische Eichen und die Eschen und Buchen, ja der ganze weite, stolze Wald schmückte sich für Lenz und Sommer, für Hochzeit und Festeszeit.

Ja, ja, nicht das Stürmen und Trotzen, allein nur die Sonne, Licht und Wärme, der Menschen Fleiß und Wille, sich gegenseitig verstehen und achten zu wollen, und ihr aufrichtiges Bestreben, Rücksicht zu üben auch auf des anderen Lebensnot und Wesenseigenart, hatte arbeitsfrohe und glückliche Tage bisher allein geboten. Das war des Waldes, der Heimat und des Lebens uralte und stets neue Melodie, verstanden und beherzigt von nur wenigen und allein froh, zufrieden und glücklich machend.

Ende. —

Die Putzfrau.

Von Manfred Tiefenbach.

Nachdem mehr als acht Tage vergangen waren nach dem Verschwinden Bert Jaekels, begann sich das Gerücht der mysteriösen Angelegenheit zu bemächtigen. Der Schuhmacher in der Kellerwohnung von Jaekels kleinem Hause war der erste, der mit vieldeutigen Bemerkungen um sich warf wie: „Ein lebendiger Mensch könne doch nicht einfach so rausrutschen aus der Weltgeschichte“ und „Ich hab' immer prophezeit, daß das mal ein böses Ende nimmt — die Christine, ja das ist ein Luder — ein Luder, sage ich, schlimmer als ein Tier.“ Ja, er verstieg sich soweit zu behaupten, daß dies Weib wohl vor nichts zurückschrecken würde, um sich eines Menschen zu entledigen, den sie gehaßt hätte wie den Bösen. Und als die Steffen ihre Stiefel holen kam, fragte er sie sogar ganz plötzlich: „Haben Sie gesehen, was für unstete Augen die Christiane Jaekel hat seit einigen Tagen? Niemandem kann sie gerade ins Gesicht schauen. Na — ich will ja nichts gesagt haben. Aber ich denk' mir mein Teil“.

So fing es an, das Gerücht, und bald lief es treppauf, treppab durch all die alten Häuser der kleinen dunklen Gasse. Der Kaufmann Schoeffer an der Ecke hatte es aufgegriffen, und gab es, mit mancherlei Arabesken und Anmerkungen ausgeschmückt, als Zugabe den Frauen mit auf den Weg, die bei ihm ihren bescheidenen Bedarf an Zucker, Kaffee und Mehl zu decken pflegten. Deren Männer verhielten sich anfangs zwar zurückhaltender, mancher trumpfte auch auf und schrie: „Mach doch ein Ende mit diesem törichten Gewäsch — daß ihr Weiber auch immer irgendwas zu schwätzen haben müßt.“ Aber eigentlich war es doch ganz angenehm, sich des Abends nach harter Tagesfron derartige Dinge erzählen zu lassen, so etwas gruselige Vermutungen, Andeutungen und Rätsel, die den nüchternen Alltag farbig und geheimnisvoll umrankten. Es geschah ja auch so viel in der letzten Zeit, und die Blätter waren voll von Nachrichten über alle möglichen dunklen und grauenhaften Verbrechen. Wer mochte da mit Sicherheit behaupten, ob nicht doch das eine oder andere Wort wahr war, von dem, was man zu hören bekam.

Unbekümmert und ruhig ging Christiane Jaekel inzwischen ihren Weg. Nichts von allem, was da geflüstert und geraunt wurde, kam bis an ihr Ohr — das war wohl selbstverständlich. Und die Sache selbst? Nun, mein Gott, sie war nicht sehr traurig über Jaekels Verschwinden. Eher im Gegenteil. Sie hatte ja auch nie einen Hehl daraus gemacht, wie sehr sie ihn haßte und verachtete, diesen Mann, der dem Herrgott den Tag stahl, zu keiner vernünftigen Arbeit zu gebrauchen war, tagsüber faul in der Stadt oder draußen in den Feldern umherstrolchte und Abend für Abend in den Kneipen lag und das Geld vertrank, das sie mühsam aus ihrem bescheidenen Besitztum herausholte und zusammenkratzte. Er war kein Hüne, der Bert, gewiß nicht, und wenn er nüchtern war, dann hatte die robuste, kräftige Frau ihm oft genug und höchst unverblümt ihre Meinung gesagt und dabei ihren Worten mit dem Wischlappen oder dem Teppichklopfer den notwendigen Nachdruck verliehen. Aber wenn er betrunken war, dann war er bockbeinig und dickköpfig und bösartig wie ein wildes Tier, daß sie Angst vor ihm hatte und sich in der Küche einschloß, bloß um nicht seine tückischen, blutunterlaufenen Augen sehen zu müssen.

Als daher Berts Bett eines Morgens leer geblieben war und Tag für Tag verging, ohne daß er wiederkam, da spürte sie alles andere eher als Unruhe und Besorgnis. „Der Lump ist abgehauen“, dachte sie, und die Hoffnung, er werde vielleicht wirklich nicht mehr wiederkommen, hauchte ein verkümmertes Lächeln über ihr abgehärmtes, verarbeitetes Gesicht. Freilich — nüchterner Ueberlegung hielt dieser Glaube nicht stand. Und in solchen Augenblicken sagte sie sich mit leiser Resignation: „Er kommt doch zurück — er hat ja kein Geld zum Leben — er kommt zurück und es wird alles wieder so werden wie es war.“ Dann — sofern sie sich unbeobachtet glaubte — zog sie wohl ihre blaue, zerschlissene Schürze vor das Gesicht und heulte ein bißchen in sich hinein, aus Angst und Unruhe und Zweifel. Bis ihr wieder plötzlich einfiel, daß dies und jenes noch der Erledigung harrte, und sie sich umso eifriger, mit trippelnden Füßen an die Arbeit machte, um die versäumte Zeit schleunigst wieder einzuholen.

Sie war nicht sehr beliebt in der Dunklen Gasse, die Christiane Jaekel — eher das Gegenteil. Wer die Menschen kennt und studiert hat, wird sich darüber nicht wundern können. Ihr häusliches Elend, der Trunkenbold und Tunichtsgut von Mann, die ewige Mühe, die Löcher zu stopfen, die sein Leichtsinn riß, hatten sie wortkarg und verschlossen gemacht. Zu stolz, um ihr Leid an die große Glocke zu hängen, trug sie es für sich, redete nicht, klatschte nicht und tat ihre Arbeit, ohne nach rechts und links zu schauen. Die reichen Leute draußen in dem Villenvorort benutzten gern ihre Dienste, denn sie war fleißig und tüchtig und unbedingt zuverlässig. Hier aber, in der Gasse, wo ihr Häuschen stand, das ihr die Eltern vererbt hatten, brachten diese Tugenden ihr wenig Gewinn. Hier urteilte man nach dem, was man von ihr sah. Man legte ihr als Stolz aus, was doch nur Scham war, man nannte sie hart und geizig, ohne in Betracht zu ziehen, wie sie dahin gekommen war, und verurteilte ihr Verhalten einem Mann gegenüber, der allseitig gut gelitten war, den man als schwächlich und sanft zu können glaubte, weil er seine trunkene Brutalität vorsorglich immer erst zu Hause auszutoben pflegte.

Einmal jedoch, als sie gerade von ihrer Arbeitsstelle nach Hause kam, — es mochten zwei oder drei Wochen vegangen sein seit Berts Verschwinden — standen zwei Herren vor ihrer Wohnung und begehrten sie zu sprechen. Zwei achtbar aussehende, gut gekleidete Herren, die man wohl ohne Furcht ins Zimmer lassen konnte.

„Es handelt sich um Ihren Mann“, sagten die Herren ernst, als sie in der kleinen, sauberen Wohnung standen.

„Ist er tot — der Bert?“ fragte die Frau und konnte es nicht verhindern, daß eine zaghaft ungläubige Freude ihre Wangen mit einem schüchternen Rot übergoß. Das sah der eine der beiden Unbekannten und er beschloß, diesen Gesichtsausdruck für alle Fälle in seinem Gedächtnis zu notieren. Der zweite aber meinte ruhig „Das wollen wir eigentlich von Ihnen erfahren, Frau Jaekel“ und dann begann er, eine Unmenge von Fragen an sie zu richten. Die Frau, die nicht wußte, was das alles zu bedeuten hatte und zudem eifrig darauf bedacht war, den Fremden nicht allzuviel von ihrem Eheleid bekanntzugeben, wurde schließlich ganz verwirrt und gab eine Reihe einander widersprechender und offensichtlich nicht ganz aufrichtiger Antworten.

Die beiden Herren hörten sich die teils zurückhaltenden, teils mit übermäßigem Eifer herausgesprudelten Worte gemächlich an. Bis schließlich einer von ihnen mit nachsichtigem Lächeln einen Ausweis aus der Manteltasche holte, ihr unter die Nase hielt und sagte: „Wir sind Kriminalbeamte und beauftragt, Sie zu verhaften, liebe Frau.“

Das Gesicht der Christiane Jaekel wurde aschgrau und erstarrte wie eine steingeformte Maske.

„Wieso?“ fragte sie, und dieses entsetzt hervorgestoßene Wort zitterte schmerzlich in dem kleinen Raum.

„Ich kann's Ihnen schon jetzt sagen“, meinte der eine Beamte ruhig, nach kurzem Besinnen: „Auf der Wache und später vor dem Untersuchungsrichter werden Sie's ja ohnehin erfahren. Also — Sie stehen in dem dringenden Verdacht, Ihren Mann, den verschwundenen Bert Jaekel, ermordet zu haben.“

Er hatte die letzten Worte mit theatralischer, drohend erhobener Stimme ausgestoßen und beobachtete nun gespannt den Gesichtsausdruck der Frau. Aber die flüsterte nur „So“ und nach einem kleinen Weilchen nochmals „So — so“ und dann setzte sie sich wieder ihr altmodisches Hütchen auf, das sie eben erst abgelegt hatte, und sagte ganz still: „Na — dann können wir ja gehen“. Und während dieser ganzen Zeit liefen ihr die hellen Tränen aus den müden, blassen Augen über die Wangen. Badeten das ganze unbewegte Gesicht in ihrem salzigen Naß. Die Frau tat aber nichts, sie abzuwischen, ja, es schien beinahe, daß sie überhaupt nicht begriff, was mit ihr vorging, und nicht merkte, daß sie weinte.

Der Beamte schüttelte den Kopf — er wußte nicht recht, was er aus der Sache machen sollte, und für einen Augenblick zweifelte er ernsthaft an der Schuld der Frau. „Aber ich tue ja nur, was man mir befohlen hat“, tröstete er sich und „eigentlich ist sie zu dieser ungeheuren Beschuldigung zu ruhig, um wirklich unschuldig zu sein. Man kennt sich in solchen Dingen oft nicht aus.“

Der andere hatte inzwischen die Tür aufgestoßen und ließ der Frau höflich den Vortritt. Die sah ja auch wirklich nicht danach aus, als würde sie Dummheiten machen oder eine Flucht versuchen — sie war wohl verständig genug, das völlig Aussichtslose eines solchen Unterfangens einzusehen.

Unten an der Treppe stand der Schuster, der die Jaekel nie hatte leiden können. Sie sei ein bißchen zu eifrig hinter der Miete her, behauptete er immer, und zudem tue sie nichts für seine Wohnung, die naß sei und voller Schlamm, und wo der große Ofen im Wohnzimmer keinen Zug habe, rauche und demnächst auseinanderzufallen drohe. Ja, das waren seine Argumente gegen diese Frau — denn, daß sie keine Gelegenheit versäumte, seinen skrofulösen und vernachlässigten Kindern irgendetwas zuzustecken, sei es ein Apfel oder eine Schmalzschnitte, vielleicht gar ein paar Bonbons oder Süßigkeiten, die sie bei ihren Herrschaften geerbt hatte — das wußte er nicht. Er hatte es nie gesehen und die Kinder sprachen nie davon, aus Angst, er könne ihnen verbieten, diese kleinen Geschenke weiterhin anzunehmen.

Ja, da also stand der Schuster, und als er seine Wirtin in dieser seltsamen Begleitung auf dem Treppenabsatz auftauchen sah, da pfiff er vielsagend durch die lückenhaften Zähne und blickte der Frau mit bösen Augen nach. Die freilich beachtete ihn gar nicht, sah ihn wohl auch nicht, denn ihre Augen waren ganz nach innen gekehrt, und sie ging mit steifen, seltsamen Schritten an ihm vorüber.

„Hochnäsiges und verstocktes Frauenzimmer“, brummte der Schuster und er rächte sich für die Nichtachtung, die ihn hinderte, ihr ein höhnisches Trostwort mit auf den Weg zu geben, indem er spornstreichs zu dem Kaufmann Schoeffer rannte, aus dessen Laden dann die aufregende Neuigkeit noch am selben Abend ihren Weg zu fast allen Einwohnern der Dunklen Gasse fand.

Auf dem Polizeibüro hatte die Frau inzwischen ihre Fassung wiedererlangt. Sie weinte noch immer, aber dem Kommissar, der sie erstmalig zu Protokoll vernahm, gab sie vollständig klare und eindeutige Antworten. Anderen Tages, nach einer bösen, auf der Wache verbrachten Nacht, wurde sie ins Untersuchungsgefängnis überführt. Und während die Morgenzeitung bereits in Fettdruck die Mitteilung brachte: Die Putzfrau Christiane Jaekel wegen Verdacht des Gattenmordes verhaftet“, wurden die Angaben, die zu ihrer Festnahme führten, eifrig verfolgt.

Man hatte ein, zwei anonyme Anzeigen und man hatte einige mündliche Angaben, Gesprächsfetzen, die von den Kriminalbeamten irgendwo in einer der vielen Kneipen in der Dunklen Gasse aufgeschnappt worden waren.

Zunächst wurde das Haus der Jaekel einer eingehenden Untersuchung unterzogen. Aber aller Fleiß und alle Sorgfalt förderten nichts zutage, was irgendwie den Schluß zuließ, daß ein Mensch gewaltsam beseitigt worden sei. Dann begann man mit der Vernehmung all der Personen, die bei dieser oder jener Gelegenheit mit vieldeutigem Augenblinzeln erzählt hatten, es sei wohl nicht alles so ganz harmlos zugegangen bei dem plötzlichen und überraschenden Verschwinden des Bert Jaekel, wie die Frau es glauben machen wollte. Viele, viele Menschen hatten in dieser Art gesprochen. Aber als man jetzt, im Laufe der nächsten drei oder vier Tage, einen nach dem andern mit genauen Fragen bearbeitete, da stand nicht ein einziger mehr zu dem Wort, das er noch vor vierundzwanzig Stunden gesagt hatte. Und selbst der Schuster, an den man als letzten geriet, leugnete schlechtweg, irgendwas zu wissen, und berief sich auf Gerüchte, die ihm von dritter, unbekannter Seite zugetragen worden seien.

Merkwürdig war freilich, daß auch der Verschwundene selbst trotz mehrfacher öffentlicher Aufforderung sich der Behörde nicht stellte. Trotzdem erwies sich die Unhaltbarkeit aller gegen die Jaekel gerichteten Beschuldigungen in kürzester Frist als so offenkundig, daß der Staatsanwalt selbst von der Erhebung der Anklage absah, und auf seinen Antrag die Entlassung der Frau aus der Untersuchungshaft verfügt wurde.

Sie sah nicht sehr verändert aus, als sie in ihre Gasse zurückkehrte. Nur ihre Augen hatten einen unruhigen Glanz und betrachteten forschend die Menschen, die ihr begegneten. Man grüßte sie, soweit man sie kannte, als wäre nichts geschehen. Aber jetzt witterte die Frau eine geheime, nur mühsam unterdrückte Feindschaft ihrer Nachbarn. „Großer Gott“, stöhnte sie, als sie sich in ihrem Zimmer wiederfand und kroch wie eine Schwerkranke auf ihr Lager. „Sie halten dich für schuldig — trotz allem“. Denn so klar und vernünftig sie auch zu denken vermochte, sie besaß dennoch nicht Menschenkenntnis und nicht Klugheit genug, um zu sehen, daß diese Abneigung der Beschämung entsprang, der Beschämung über die Leichtfertigkeit, mit der man Gerüchte über Christiane Jaekel aufgegriffen und weiterverbreitet hatte, ohne sie auch nur einmal auf ihre Möglichkeit und Stichhaltigkeit hin nachzuprüfen.

Nein, man ließ sie es sonst weiter nicht merken, wirklich nicht. Auch der Schuster unten hielt es für ratsamer, den Mund zu halten — es ist schließlich nicht angenehm, für nichts und wieder nichts vorgeladen und mit peinlichen Fragen belagert zu werden. Und ihre Dienstherrschaften trösteten die bewährte Hilfe sogar freundlich und wohlwollend wegen ihres unverdienten Mißgeschicks und taten alles nur Mögliche, um zu beweisen, daß sie — sie wenigstens — keinen Augenblick an ihrer Unschuld gezweifelt hätten.

An einem Abend, Wochen später, klopfte es an die Tür ihrer Wohnung. Als Christiane öffnete, stand da im dürftigen Licht der Flurlampe Bert — der verschwundene Bert Jaekel.

„Guten Abend“ sagte der Mann mit schwerer, lallender Zunge. Offenbar war er nicht mehr ganz nüchtern.

„Guten Abend“ erwiderte die Frau und ihre Stimme war heiser. Sie fühlte, wie ihre Knie zitterten, tastete mit den Händen wirr umher, als suche sie einen Halt.

„Ja — da bin ich wieder“, grinste der Mann, als er sah, wie sie langsam zurückwich.

„Ja — da bist du wieder“, wiederholte die Frau, halbwegs mechanisch.

Er stand schon im Zimmer, saß schon am Tisch, den Kopf in die Hände gestützt und schwer, mühsam atmend.

„Hast mich wohl nicht mehr erwartet?“ sagte er hämisch, die Worte gleichsam kauend. „Wär' auch noch nicht gekommen — aber nun ist das Geld hin . . .“

„Welches Geld? . . .“ Sie sah ihn unsicher an, irgendein furchtbarer Verdacht tauchte in ihr auf.

„Na — du bist gut“, lachte er meckernd und klatschte sich mit der flachen Hand auf die Schenkel. „Du mußt es ja dicke haben, wenn du es noch nicht gemerkt hast. Das aus dem Kommodenschub da unten . . .“

Er deutete mit einer vagen Handbewegung in die Ecke, wo das Möbel stand.

„Du hast? . . .“ Sie konnte nicht mehr sprechen, sank in den Stuhl und griff nach ihrem Herzen. Das Geld — ja — daß sie nicht gleich darauf gekommen war — natürlich war er nicht ohne Geld losgegangen. Hatte mitgenommen, was sie in drei, vier Jahren harter Arbeit sich mühsam erspart hatte, damit sie einst in einem anständigen Sarg und reinen Sterbehemd unter die Erde käme, damit sie einen Notgroschen hätte, wenn sie einmal alt und krank und gebrechlich sein würde.

Sie ächzte dumpf — aber ihre Augen gaben keine Tränen mehr her. Endlich erhob sie sich keuchend, wankte zur Küche.

Als sie bereits in der Tür war, hielt sie ein Anruf des Mannes zurück. „Nu — und die Zelle — alles gut überstanden?“ grinste er.

„Du . . . Du hast davon gewußt? . . .“

„Natürlich, stand doch in jeder Zeitung!“

„Und du hast dich nicht gemeldet, um . . .“

„Wieso? ich glaube, es war eine ganz gute Kur für dich, hat dir die Mucken gründlich ausgetrieben.“

„Ja!“ Ihre Stimme kam aus ihrem Munde wie aus einer tiefen, tiefen Höhle, wie aus dem Grabe. „Ja — es war eine gute Kur für mich . . .“

Plötzlich kam eine große Geschäftigkeit über sie. Mit nervösen Fingern strich sie ihre Schürze glatt.

„Ich werde Abendbrot für dich machen gehen“ sagte sie hastig. „Du wirst hungrig sein, gewiß. Und zum Krämer will ich auch noch laufen, nach drüben — ein bißchen Korn wird dir gut tun. Oder — oder auch Kognak. Ich . . . bin ja so froh, daß du wieder da bist.“

Sie wartete nicht seine Antwort ab, sein breites, öliges Lachen, das triumphierende Aufblitzen seiner stumpfen, farblosen Augen . . .

Früh am andern Morgen stand Christiane Jaekel wieder vor dem Kommissar, der sie damals vernommen hatte.

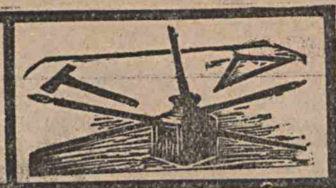
„Nun?“ fragte der freundlich und betrachtete neugierig ihr altes, regloses Gesicht, das die Haare in wirren Strähnen umgaben. „Was führt Sie wieder her, liebe Frau?“

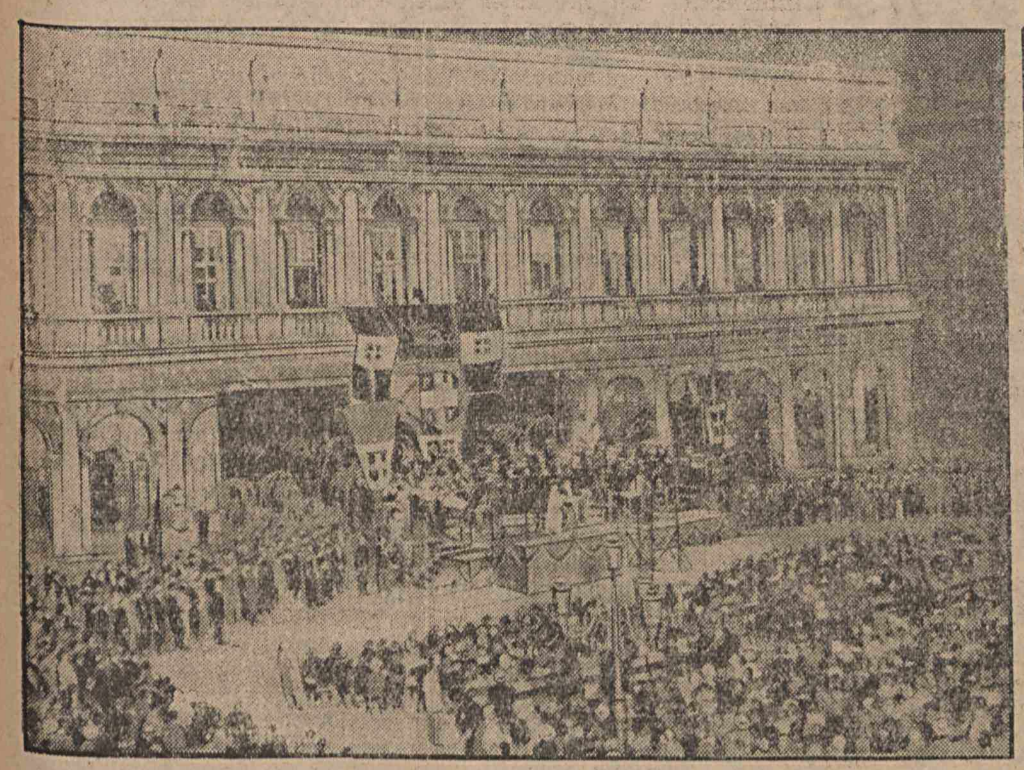
„Ich“ sagte sie sehr, sehr leise, aber ohne Spur von Erregung — „ich habe meinen Mann getötet.“

Eine unverbrennbare Pflanze.

Die Naturwissenschaftler haben seit längerer Zeit die Beobachtung gemacht, daß die bekannten und beliebten Balkonpflanzen Petunien besonders unempfindlich gegen Feuereinflüsse sind. Die Stiele der Petunien sind nur sehr schwer entzündbar und werden nur selten vom Feuer ergriffen. Wenn also in einem Petunienboot ein Feuerherd entsteht, so kommt er in den meisten Fällen schnell zum Erlöschen. Diese botanische Beobachtung hat man in den letzten Jahren in Kalifornien insofern praktisch nutzbar gemacht, als man aus Petunien eine Art von Brandmauer geschaffen hat. Man hat Benzintanks mit Petunienbooten umgeben. In diesen Petunienbooten kann man nun brennende Streichhölzer oder Zigarren- und Zigarettenstummel achtlos wegwerfen, ohne daß sofort ein Bodenbrand entsteht, der den ganzen Benzintank gefährdet. Wenn die Beobachtungen mit den Petunienbooten ergeben, daß diese Einrichtung sich in der Tat bewährt, so beabsichtigt man, an den Eisenbahnstrecken, die durch große Wälder führen, ebenfalls breite Petunienbeete anzulegen. Auf diese Weise wird die Feuersgefahr durch Funkenflug der Lokomotiven beseitigt werden.

Die Zeitung im Bild





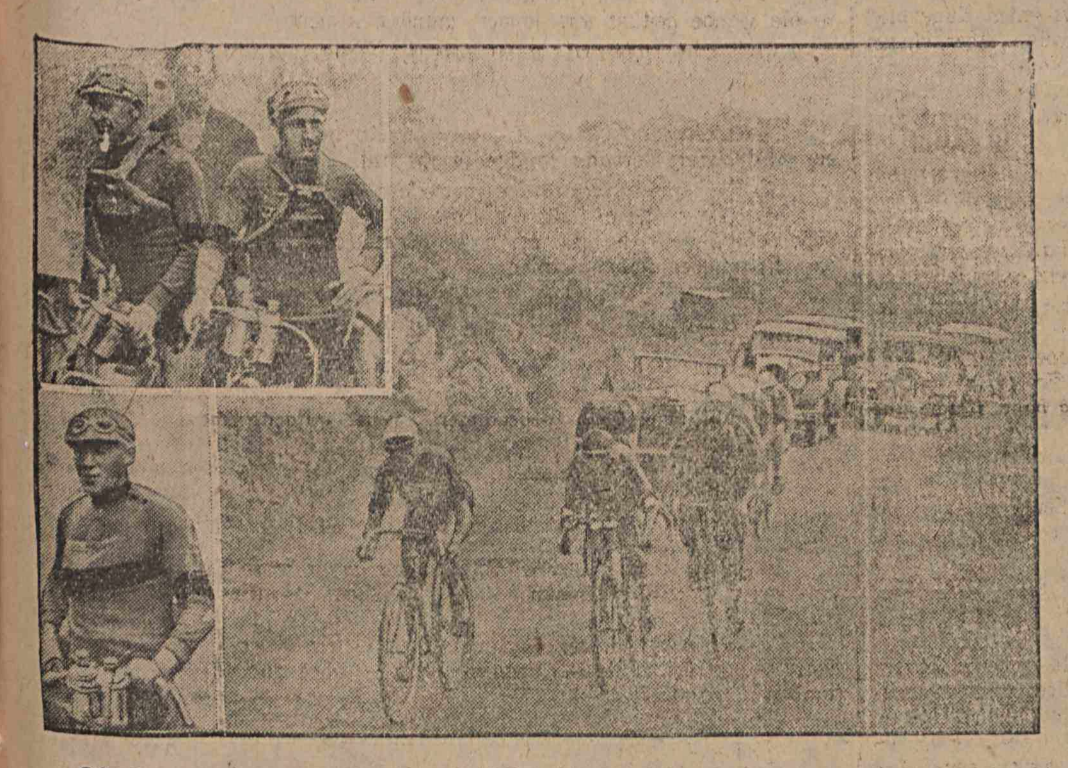
Gigli singt vor 20 000 auf dem Markusplatz in Venedig.

Das Nachtkonzert des italienischen Tenors Gigli auf dem Markusplatz. — 20 000 füllten die Riesenbühne zwischen der Markuskirche auf dem Palazzo Reale. Und die Arien und Canzonen des begnadeten Sängers steigen auf zu dem Sternenhimmel Venedigs.



Blutige Unruhen in Aegypten.

Oben links: Die Ankunft Nahas Paschas in Alexandria, wobei es zu blutigen Unruhen kam, die 17 Tote forderten. — Unten links: König Fuad I. von Aegypten, dessen große Konzessionen gegenüber England im Verein mit seinem selbstherrlichen Gebahren Aegypten an den Rand der Revolution führten. — Oben rechts: Der frühere Ministerpräsident Nahas Pascha, der Führer der Wafd-Partei, die sich gegen die englische Vorherrschaft wendet. — Unten rechts: Blick auf Alexandria, das infolge der Unruhen unter Ausnahmezustand gestellt wurde.



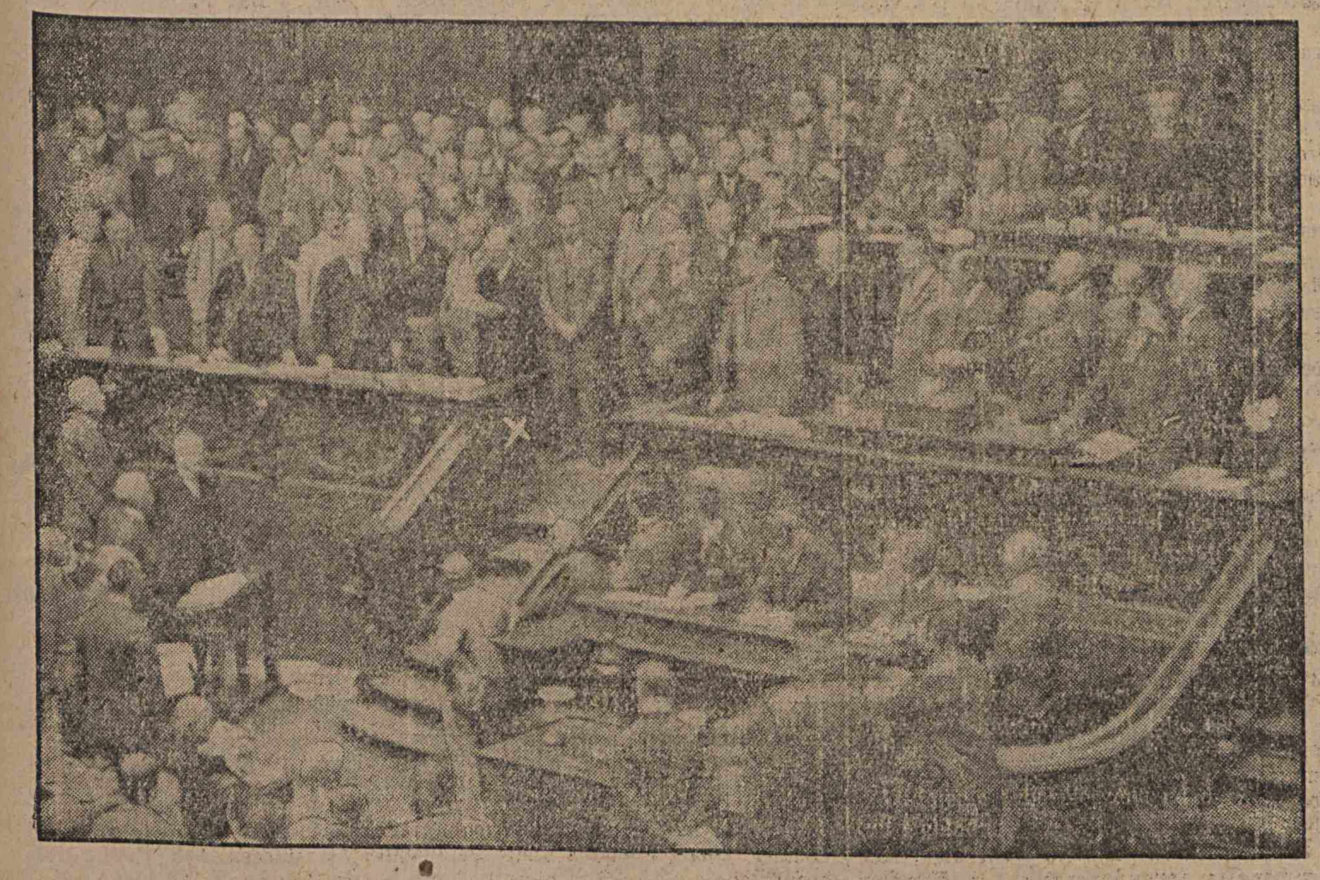
Die Spitzengruppe auf einer der schwierigen Berg-Etappen der „Tour de France".

Links oben: Schön und Manthey, unten Thierbach, die besten deutschen Fahrer. — Die deutschen Teilnehmer der „Tour de France", der schwersten Radrennfahrt der Welt, halten sich gegen die beste ausländische Klasse noch immer ausgezeichnet, obwohl sie die Fahrt als Neulinge mitmachen.



Ein Tankabwehrkanone

wurde vor kurzem mit guten Resultaten von der englischen Armee ausprobiert.



Der Schlußakt im Reichstag.

Reichskanzler Dr. Brüning × verliest das Auflösungsschreiben des Reichspräsidenten.



Rücktritt des Leiters der G. P. U.?

Der Vorsitzende der G. P. U., der sowjetrussischen Polizei, Menschenskij, hat aus Gesundheitsrücksichten sein Rücktrittsgesuch eingereicht, dem wahrscheinlich stattgegeben wird. Die früheren wiederholten Abschiedsgesuche Menschinskijs waren mit Rücksicht auf die politische Lage abgelehnt worden.

Die Welt der Frau

Beilage zur Lodzer Volkszeitung

Fort mit dem unnötigen Krimskrams.

Vom Zimmermaler und von den „Andenken".

Jetzt ist die günstigste Zeit, die Wohnung ausmalen zu lassen. Die Wände trocknen rasch und man ist auch gerade jetzt mehr als sonst geneigt, alles aus der Wohnung zu entfernen, was unnötige Arbeit macht; man will doch rasch fertig werden, um bald ins Freie zu kommen.

Wenn also der Maler mit seiner Arbeit fertig ist — man hat natürlich in hellen, freundlichen Farben malen lassen — und wenn auch die Reinigungsarbeiten glücklich überstanden sind, so stelle man fürs erste nur die Möbel ins Zimmer, die unbedingt hineingehören und benötigt werden. Dazu noch leichte, helle Vorhänge an die Fenster, einen schönen Schirm über die Lampe, eine Blumenvase auf den Tisch, und nun sehe man sich das Zimmer genau und kritisch an. Man wird in den allermeisten Fälle finden, daß es geradeso, wie es jetzt ist, auch hübsch ist und daß man die Tischerln und Etageren, Ständer und Nippsachen, die soviel Arbeit machen, nicht nur entbehren kann, sondern daß es viel schöner ohne sie ist. Man kann sich in der Wohnung viel besser rühren, hat viel weniger Arbeit beim Aufräumen und das Zimmer sieht beinahe modern aus, trotz den alten Möbeln. Und die schönen, glatten, frischgestrichenen Wände! Man kann sich wirklich nicht entschließen, diese mit den alten, verblaßten Bildern in den geschnitzten oder verschnörkelten Rahmen zu behängen und zu verschandeln. Fort mit diesen Dingen!

Aber ein Bedenken hemmt die Hausfrau, macht sie unsicher, und dann entschließt sie sich doch, wieder den alten Kram in das Zimmer zu geben und die überflüssige Plage des Abstaubens auf sich zu nehmen: es sind so viele Andenken darunter! Ich will gar nichts gegen Pietät sagen, aber ich meine, tote Dinge dürfen unser Leben nicht belasten. Und es ist auch gar nicht wahr, daß du deine toten Eltern ehrst, wenn du ihr verblichenes Bild an die Wand hängst, und daß du den häßlichen, samtenen Zeitungshalter nicht entfernen kannst, weil er schon der Großmutter gedient hat.

Nimm alle diese Dinge zusammen und lege sie in eine entsprechend große Schachtel oder in eine Kiste und hebe sie gut auf. Und in einer stillen Stunde, wenn du ganz ungestört bist und das Bedürfnis hast, deinen Erinnerungen nachzuhängen, oder wenn ein Gedenktag dich dazu drängt — dann ziehe diese Sachen hervor und es wird wirklich ein Gedenken an die Toten und die alten Zeiten sein, wenn du Stück für Stück durch deine Finger gleiten läßt. Im Alltag, wenn dein Blick, durch die Gewohnheit abgestumpft, über diese im Zimmer herumhängenden Dinge glitt, da haben sie dir nichts gesagt; du hast dich auch oft gekränkt, weil deine Kinder immer die Entfernung der häßlichen Sachen forderten — jetzt bist du allein mit ihnen, ihr Anblick zaubert dir längst vergangene Zeiten vor — sie sind dir wirklich „Andenken".

Die Wohnung, in der das tägliche Leben pulsiert, soll man nicht aus falsch verstandener Pietät mit unnützen und häßlichen Sachen vollstopfen. Gisa Stingl.

Die Staatsbürgerschaft der verheirateten Frau.

(J. J.) Bekanntlich sind Bestrebungen nach einer Vereinheitlichung oder zum mindesten internationalen Regelung der Staatsbürgerschaft der verheirateten Frau im Gange. Wir geben im folgenden eine Rechtsvergleichung über die derzeit geltenden Bestimmungen, die wir der Schrift von Alice Weber: „Die Staatsangehörigkeit der Ehefrau nach dem französischen Gesetz vom 10. August 1927" (Buchdruckerei Gutenberg, Lachen (Schweiz), 1930) entnehmen.

In der bisherigen Gesetzgebung gilt es als das „klassische Prinzip", daß die Ehefrau dieselbe Staatsangehörigkeit besitzen müsse wie der Ehemann.

In folgenden Staaten verliert eine Staatsbürgerin durch ihre Heirat mit einem Ausländer ihre Staatsbürgerschaft: (teils bedingt, — wenn sie die Staatsbürgerschaft des Gatten durch die Heirat erwirbt — teils unbedingt): Belgien (mit Rückerwerbsrecht durch Erklärung binnen 6 Monaten); Bulgarien (bedingt); China (bedingt); Dänemark, (bedingt); Deutschland, England, Finnland, Griechenland (bedingt; Italien, Japan (bedingt); Lettland, Litauen, in den Niederlanden, Norwegen (bedingt, je nachdem die Eheleute ihren Wohnsitz im Ausland oder in Norwegen aufschlagen); Oesterreich, Palästina (bedingt); Polen, Persien, Portugal, in der Schweiz (bedingt); Siam, Spanien, Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien (bedingt).

In folgenden Staaten erwirbt die Ausländerin durch die bloße Heirat — ipso iure — mit einem Inländer die Staatsbürgerschaft: Belgien (mit Recht auf Wiedererlangung der ursprünglichen Staatsbürgerschaft durch bloße Erklärung binnen 6 Monaten); Bulgarien, China, Dänemark, Danzig, Deutschland, England, Estland, Finnland, Griechenland, Italien, Japan, Lettland, Litauen, in den Niederlanden. Norwegen. Oesterreich, Palästina, Persien (bei Wohnsitzbegründung), Portugal (bedingt, falls sie die eigene verliert); Polen, Rumänien, Siam, Schweiz, Spanien (bedingt), Tschechoslowakei, Ungarn.

Trotz Heirat mit einem Ausländer behalten die Frauen ihre Staatsbürgerschaft in folgenden Staaten: Argentinien, Brasilien, Chile, Columbien, Frankreich, Paraguay, Sowjetunion Rußlands, Türkei, Uruguay.

In folgenden Staaten wird der Ausländerin, die einen Staatsbürger heiratet, das Recht eingeräumt, sich durch bloße Erklärung, — bei der Heirat oder in gesetzlicher Frist — für die eigene oder die Staatsbürgerschaft des Ehemannes zu entscheiden: Belgien, Frankreich, Jugoslawien.

Einer Staatsbürgerin, die einen Ausländer heiratet, räumen folgende Staaten ein Entscheidungsrecht ein: Belgien, Estland, Frankreich, Rumänien und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

*

Es gibt da allerdings verschiedene Bestimmungen, so daß die einen Gesetze vorsehen, daß die Staatsbürgerin ihre Staatsbürgerschaft behält, wenn sie nichts anderes erklärt, die andern, daß sie sie verliert, wenn sie nicht erklärt, sie behalten zu wollen, und all dies wieder anhängig von Bestimmungen in den Gesetzen des zur Wahl stehenden Staates. Doch würde die Aufzählung und Erläuterung den Raum einer Zeitungsnotiz überschreiten.

Sehr mannigfaltig ist auch die Gesetzgebung in bezug auf Erwerb und Verlust der Staatsbürgerschaft durch Naturalisation, Ausbürgerung und Einbürgerung während der Ehe und nach ihrer Auflösung. Die einen erfassen die Ehegattin automatisch mit, wenn der Mann eine Staatsbürgerschaft erwirbt oder verliert, die andern geben ihr in diesen und nur in diesen Fällen das Entscheidungsrecht, den Wechsel mitzumachen oder nicht, die dritten geben der Frau nur nach Auflösung der Ehe ein Wiedereinbürgerungs- oder ein selbständiges Naturalisationsrecht — und schließlich gibt es moderne Gesetze, die die Frau in diesen Fragen vom Ehemann unabhängig machen, wie z. B. in Sowjetrußland, das die gänzliche Einflußlosigkeit der Ehe auf die Staatsangehörigkeit proklamiert hat.

Säuglingsschutz in der Sommerhitze.

Der Sommer war immer die gefährlichste Zeit für die Säuglinge. Die meisten Säuglinge sind im Sommer erkrankt und sehr viele starben auch in der heißen Jahreszeit. Wir haben aber gesehen, daß dieses Sommersterben der neuen Menschlein, so altbekannt es war, doch kein ewiges Uebel bleiben mußte: In unserer Zeit ist es damit bedeutend besser geworden, und das beruht gewiß zum großen Teil darauf, daß die Mütter die ärztlichen Gebote in der Säuglingspflege viel besser kennen und befolgen, was übrigens nicht zuletzt dem aufklärenden Wirken der Mutterberatungsstellen zu danken ist.

Die häufigsten Todesursachen im Säuglingsalter sind die Ernährungsstörungen, und gerade sie — man kennt und fürchtet sie besonders als die „Sommerdiarrhöen" — werden durch die heiße Jahreszeit stark begünstigt. Der Säugling hat ja die Eigenheit, daß alle Störungen, die auf seinen Organismus einwirken, daß auch die meisten Erkrankungen, wo immer sie sitzen, ihre schlechten Wirkungen auf den ganzen Stoffwechsel, auf die Ernährung, auf den Darm ausüben, wie er ja auch die Eigenheit hat, daß seine Darmstörungen in viel höherem Maße als beim Erwachsenen den Gesamtorganismus in Mitleidenschaft ziehen und bedrohen.

Die Gefahr der Darmkatarrhe ist im Sommer gewiß eine besonders große. Aber es ist sicher, daß man ihr am besten vorbeugt, wenn man den Säugling schon vorher mit peinlicher Sorgfalt nach den Anweisungen des Arztes oder der Mutterberatungsstelle ernährt hat: denn es sind gerade die schlecht ernährten und unterernährten Säuglinge, die der Sommergefährdung ausgesetzt sind, während die tadellos gepflegten, gesunden Säuglinge sich auch gegen die Hitze als genügend widerstandsfähig erweisen. Vor allem sind die Brustkinder, die ja in jeder Beziehung im Vorteil sind, auch vor den sommerlichen Störungen viel besser geschützt als die Flaschenkinder, und darum soll auch das Abstillen womöglich nicht gerade in die Zeit der größten Hitze verlegt werden.

Es ist unter den Müttern noch viel zu wenig bekannt, daß sehr viele Ernährungsstörungen im Säuglingsalter durch eine Ueberfütterung zustande kommen, die sich meist entwickelt, ohne daß die Mutter davon eine Ahnung hat. Gerade im Sommer kann das leicht vorkommen. Das Kind leidet nämlich genau so unter Durst wie der Erwachsene und es schreit, wenn es dürstet. Die Mutter aber glaubt, wenn ein Säugling schreit, müsse er Hunger haben. Wenn sie nicht gerade an Bauchweh denkt, füttert sie ihn weiter, gibt ihm um so mehr, je mehr er krawallisiert. Mit der Zeit hört sich dann jede Ordnung in der Verabreichung der Mahlzeiten auf und das Kind geht immer rascher der krankhaften Ernährungsstörung entgegen. Also Achtung auf die Ueberfütterung!

Aber der Durst des Säuglings muß dennoch gelöscht werden. Das Kleine braucht die Flüssigkeit viel, viel dringender als der Mensch jenseits des ersten Lebensjahres. Denn wenn seine Gewebe an Wassergehalt einbüßen, kann der Säugling rasch in einen ernsten, krankhaften Zustand geraten. Zwischen Ueberfütterung und Wasserverarmung muß man den Säugling also hindurchsteuern. Und das gelingt ganz leicht, wenn dem Kinde an heißen Sommertagen zwischen den regelmäßigen Mahlzeiten öfter kleine Mengen von dünnem, wenig gesüßtem Tee verabreicht werden. Das Kind hat dann auch genügend Wasser zur Verfügung, um selbst Wärme abzugeben — das ist ja der Wert und die gute Folge des Schwitzens! —, und ist vor Ueberhitzung besser geschützt.

Ueberhitzung ist dem Säugling unerträglich, sie macht ihn krank, sie bringt seinen ganzen Organismus in Unordnung und führt die Ernährungsstörung herbei. Sie zu vermeiden ist eine Hauptsorge der Säuglingspflegerin im Sommer. Darum hütet sie sich, den Pflegling einzuwickeln, warm zu bekleiden; sie läßt ihn ganz leicht bekleidet und zeitweise auch nackt liegen und strampeln, sie sorgt für Lüftung und für Schatten. Warme Betten, Federkissen sind ein Uebel. Das Kind soll auf einer Roßhaar- oder Seegrasmatratze mit Leintuch und einer kleinen Gummieinlage liegen, und auch das Kopfkissen soll mit Seegras oder Roßhaar gefüllt sein. Nachts kommt eine einfache Decke mit Leinenüberzug dazu. Ganz besonders schlecht ist es, wenn der Säugling im Bette der Mutter schlafen muß, wo er es viel heißer hat als auf seinem eigenen Lager. Dr. P. St.

Hygiene in der Küche.

Seit wenigen Jahren versucht man, Gebrauchsmöbel aus Stahl anzufertigen und für die kurze Spanne Zeit haben sich diese Möbel erstaunlich gut eingeführt. In der Oeffentlichkeit erregten sie bei ihrem ersten Auftauchen großes Aufsehen. Die Meinungen gingen heftig hin und her. Die Sachlichkeit dieser neuen Möbel wurde von vielen als zu kalt für den Wohnraum abgelehnt, aber eine ebenso große Anhängerschar sah gerade darin den großen Vorzug des neuen Möbeltyps, der zuerst von dem bekannten Architekten des Weimarer Bauhauses Marcel Breuer geschaffen wurde. Die von ihm entworfenen Sessel, Hocker und Tische findet man heute nicht nur in modernen Gaststätten, sondern auch schon in mancher Häuslichkeit. Leider sind sie für den weitaus größten Teil der Familien noch zu teuer. Es ist aber zu hoffen, daß eine gesteigerte Serienfabrikation die Herstellung verbilligt. Glänzende Stahlrohre bilden Beine und Lehnen, Leder oder Stoffbezüge die Sitze. Diese Möbel sind so konstruiert, daß sie dem Körper die denkbar beste Ruhelage bieten. Sie sind praktisch, hygienisch und bequem.

Besonders zweckentsprechend erweisen sich die **Stahlmöbel** in der Küche, da sie sich nicht verziehen bei feuchter Luft wie die Holzmöbel und weil sie der stärkeren Inanspruchnahme besser standhalten als diese. Die glatte Fläche des Stahls, in die Staub und Speisereste nicht einzudringen vermögen, ist gerade hier, wo man das größte Gewicht auf Hygiene legen muß, von besonderem Vorteil. Bei Holzmöbeln verwendet man jetzt vielfach Auflagen aus Linoleum auf Tisch- und Stuhlplatten, die zwar sehr praktisch sind, da sie aber durch Holzleisten auf den Platten befestigt werden müssen, sich sehr leicht etwas lockern. So entstehen doch wieder neue Spalten, in denen sich Schmutz festsetzt, der sich nicht beseitigen läßt. — Ein weiterer Vorteil der Stahlmöbel besteht darin, daß die Küchendünste sich in ihnen nicht wie bei den Holzmöbeln festsetzen können.

Die Stahlkücheneinrichtungen bestehen gewöhnlich aus einem Hauptschrank, der für einen kleineren Haushalt als Alleinschrank genügt, den man aber durch ein oder zwei Seitenschränke, die angestellt werden können, noch erweitern kann. Außerdem gehört ein Tisch und ein Stuhl dazu. Bei dem Stuhl ist besondere Sorgfalt darauf gelegt worden, daß die Hausfrau bei der Küchenarbeit bequem sitzen kann. — Alles Küchengerät kann in den Schränken verstaut werden. Nichts Unnötiges darf in der modernen Küche als Staubfänger herumstehen und hängen. Alles wird praktisch und hygienisch in den Schränken aufbewahrt. Zur Aufbewahrung von Hülsenfrüchten usw. dienen eingebaute zylinderförmige Behälter, die vorn durch Glasscheiben abgeschlossen sind, durch die man die vorhandenen Mengen bequem kontrollieren kann. Die Behälter lassen sich leicht herausnehmen.— Die Tischplatte besteht aus feuerfester, im Ofen gebrannter Emaille von besonderer Haltbarkeit. Hermann Dunker.

Humor.

Die neue Weltsprache. „Sagen Sie, Krause, warum lernen Sie nicht Esperanto?" — „Hat ja keinen Zweck! Wenn man eine Sprache richtig erlernen will, muß man sich einige Jahre in dem betreffenden Lande aufhalten — und dazu habe ich keine Zeit."

Schwierige Anrede. „Ich weiß nicht, wie ich diesen Herrn X. anreden soll? Mit hochverehrter Herr?" — „Keinesfalls. Ein dummer Kerl wie der verdient so was nicht!" — „Na, wie denn?" — „Nennen Sie ihn geehrter Kollege."

Am Schlusse der Novelle. Leidenschaftlich preßte er die Geliebte an sein Herz! — — Nachdruck verboten . . .

Schlagfertig. Eine Anzahl Bauern sitzt noch spät abends in der Kneipe. Da tritt der Flurwächter ein, um sich ein wärmendes Schnäpschen zu gönnen. — „Döres", ruft einer der Bauern, „mach' daß du hinauskommst, sie können mittlerweile alle Kartoffeln stehlen!" — „Ja, wer soll denn stehlen?" versetzte schlagfertig der Flurwächter. „Ihr seid ja alle hier!"

Der Mann mit dem Defekt.

Von **Gertrud Aulich.**

Ich habe mich in der Einsamkeit eines Ortes vergraben, der mit seinen zehn Katen und fünfzig Menschen keine Ueberraschungen befürchten läßt. Aber heute, am dritten Tage, ist mir folgendes begegnet:

Ich gehe den schmalen brüchigen Steg über den Dorfbach nach dem Wald, und vom Walde her kommt ein Mensch auf dem gleichen Steg, auf dem schwer auszuweichen ist, und wir begegnen uns in der Mitte. Der Mensch bleibt stehen und sagt: „Guten Tag, ich bin arbeitslos, geben Sie mir zehn Mark". Er sagt das alles schnell wie einen Spruch, den er gut eingelernt und oft hergesagt hat, und es ist nicht viel Zuversicht in dem Hersagen. Um uns ist eine weite Wiese, Vieh weidet darauf; dann sind vor mir Felder und der Wald, hinter mir Felder und die Chaussee mit den paar Häuschen. Es ist weit bis zu den Häuschen, und der Mann sieht immerhin so aus, daß man beinahe wünscht, sie lägen näher. Ich lache ein langes verdünntes Lachen wie über einen Scherz von zweifelhafter Güte und vermag den Mann dabei genauer daraufhin anzusehen, was für eine Antwort am Platze sei.

Der Mensch ist klein, schmächtig, mit einem großen Kopf, der an der Stirn eine schwere Narbe hat, seine Augen sind unbestimmbar dunkel, grau oder braun oder grün. Das Haar wächst wie Gras dicht auf seinem Kopf und über seinen Augen, und die untere Gesichtshälfte ist eine schwarze Stoppelwüste. Der Anzug aber bedeutet keine Empfehlung für den Mann, er sieht nach Scheune und Heustadel aus, und niemand vermöchte zu sagen, wann er neu war.

Ich bin im Bilde und sage: „Zehn Mark? Das ist etwas reichlich. Aber eine Mark gern. Nur habe ich kein Geld bei mir."

Sein Blick hat sich an meinem Täschchen aus braunem Saffian festgeklebt und er zweifelt: „Eine reiche Dame sollte nicht auf zehn Mark sehen," sagt er, „eine Dame in einem so schönen Kleid."

Er sieht immer noch auf das Täschchen. Ich öffne es und lasse ihn sich überzeugen, daß kein Geld darin ist. „Ich gehe in den Wald", sage ich, „man nimmt doch in den Wald kein Geld mit. Außerdem besitze ich im ganzen keine zehn Mark mehr."

„Sind Sie Lehrerin?" fragt er unvermittelt und lacht aus Leibeskräften.

Ich denke: es ist gleichgültig, ob ich ja oder nein sage, und so antworte ich ohne Besinnen ja. Das Lachen macht mich stutzig und vorsichtig. Und ich füge bei: „Ich bin zu Besuch hier".

Mein Gott, warum lacht der Mensch? Es ist ein idiotisches, ganz widerliches und lautes Gelächter.

„Dann sind Sie also nicht Lehrerin," sagt er und wird jäh ernst. „Ich kenne die Lehrerin von hier."

„Doch," antworte ich. „Ich bin in der Stadt Lehrerin, und ich verbringe hier meine Ferien."

„Hihihihahahaksks . . ." lacht der Mann schallend . . . „Haben Sie nicht eine Zigarette?"

„Nein, es tut mir leid, ich rauche nicht."

„Sie sind also Lehrerin," spricht er weiter, und sein Gesicht wird so abstoßend ernst, wie es vorhin abstoßend lustig war. „Dann sind wir Berufskollegen."

Ich gebe mir keine Mühe, meinen Zweifel an seinen Worten zu verbergen, sage aber doch, um ihn nicht irgendwie böse zu machen: „So so? Lehrer sind Sie? Nun ja, warum nicht?"

„Ich bin Studienrat, hihihihahahaksks . . ."

„Von mir aus," sage, ich und der Mensch ist mir zum Ueberdruß lästig und unsere Unterhaltung muß ein Ende haben.

„Sie meinen: von Ihrer Seite aus. Es gibt da zwei Seiten," sagt er ernst.

Nun wird mir der Mensch unheimlich, ich denke an entlaufene Irrsinnige, dieser Mann gebärdet sich ganz so. Er hat auch ein völlig verkommenes Gesicht, einen Ausdruck schrecklicher Ausgelöschtheit, leer, geistlos, aber . . . in seinen Augen sind Lichter, ein Hauch Seele geistert darin.

„Ich komme aus der Tschechoslowakei," sagt er, „hihihihahahaksks." Er lacht, daß es ihn schüttelt, und er kann nicht aufhören zu lachen.

„Ja, mein Gott, was ist denn so Lächerliches daran, daß Sie aus der Tschechei sind?" Es ist eine völlig dumme Frage, die ich stelle, aber was soll ich tun.

Er streicht sich mit zwei Fingern über die Schlagader des Halses herab, schluckt und wird still. „Ich habe einen Defekt," sagt er. Und nach einer Pause: „Im Grunde bin ich Deutscher. Ich sehe mir hier das Paradies an, es kostet nichts, und inwendig ist lauter Seide."

„Entschuldigen Sie, lassen Sie mich jetzt vorbei, ich möchte gehen." — „Sie gehen in den Wald. Allein? Haben Sie denn keine Angst?"

„Ich habe Gottvertrauen und einen Revolver," sage ich und lache unergründlich.

„Wissen Sie was? Ich werde mitgehen," sagt er entschlossen. „Ein Revolver ist etwas sehr Brauchbares, hihihi . . ."

Er muß Unruhe in meinem Gesicht bemerkt haben, er unterbricht sein Lachen und spricht: „Fürchten Sie nichts. Ich werde Sie mit meinem Lachen nicht erschrecken, ich möchte Ihnen nur erzählen . . . ich muß es hin und wieder tun . . . Darf ich mitkommen?"

Wie ist das, wenn ein Tier bettelt, mit Hilflosigkeit, mit Haß, Angst und Vertrauen? Ein Tier, das einen gebrochenen Flügel, ein zerschmettertes Bein, eine brandige Wunde hat? So hat dieser Mann.

Wir gingen in den Wald, es war still, warm und sonnig, und der Mann sprach Wirres wirr und zerrissen, schrie laut mit bösem Gelächter und bekam nachher ein leises, gutes und klares Gesicht.

In dieser wilden, bösen, wehen und peinvollen Beichte war ein kleines Haus mit Äckern, Wiesen, Ställen und Vieh, war Armut, Zufriedenheit und ein schmales Glück. Wenig Wünsche, wenig Genuß, viel Arbeit, viel Ueberkommenes und viel Ablehnung gegen das Fremde.

„Das Fremdeste war Helene, die Tochter des Lehrers," sagte der Mann. Sie war ein Himmel aus weicher Seide, ein fremder Himmel aus Kunstseide, hihihi . . .

Alle waren sie in sie verliebt und sie liebte alle und niemanden, tat mit jedem freundlich und war die lautere Unschuld, ich habe sie verflucht.

Was die für Haare hatte, heilige Mutter Gottes! Und eine Haut wie Sahne. Es kam erst viel später auf, was das für Haare waren und was für eine Haut. Sie fuhr alle Wochen in die Stadt, dort färbte man sie auf und strich ihr Gesicht neu . . . weiß der Teufel, es gibt da solche Maschinen, die können aus einem Affen eine Jungfrau machen. Ja, verflucht sei dies alles!

Er, Ladislaus, eines Kleinbauern Sohn, verliebte sich in sie, wie alle. Er war der dümmste. Sie hatte nichts dagegen, machte ihm sanfte, himmelblaue Augen.

Ich brauche eine kleine Uhr um den Arm zu legen, sagte sie und strich durch sein Haar. Es muß eine aus Gold sein und sie liegt bei Abram Sacher im Fenster. Kannst du sie mir kaufen? Sonst schenkt Jeronim sie mir. Aber ich mag sie lieber von dir.

Da verkaufte der Narr eine Miete Kartoffeln und kaufte die Uhr.

Ladi, sagte sie ein andermal, man trägt im Winter hohe Pelzstiefel, es friert mich.

Friert dich? Es soll dich nicht frieren. Und der Narr wärmte die kleinen Füßchen aus Samt in seinen groben Tatzen, und dann verkaufte er das Schwein, das noch klein und mager war, und brachte die Pelzstiefeln.

Ladi, ich muß in die Stadt, es ist ein Zirkus dort, fährst du mich? Sonst fährt mich Hippolit Wittek.

Und der Narr ließ die Ernte im Stich und hetzte den müden Gaul 30 Kilometer in die Kreisstadt, und das Getreide verdarb.

Aber einmal trat der Narr in ihre Kammer, seine Schläfen waren angeschwollen und seine Augen funkelten grün und er keuchte: Balbina hat gesehen, daß Jeronim in deiner Schlafkammer war . . .

Ja, sagte sie kühl, er hat das Schloß in Ordnung gebracht. Balbina ist eine Klatschbase, und du solltest nicht so schreien.

Habe ich geschrien? sagte der Narr demütig, sei nicht böse. Aber einmal muß doch Klarheit sein. Ich will nicht ganz zugrunde gehen, bestimme die Hochzeit.

Da nahm Helene den Kopf des Narren und war ganz Betulichkeit und Sanftheit und Güte und sagte: Ja, sieh, ich liebe ihn. Aber das ist nun so, daß ich eigentlich einen studierten Mann wollte. Er müßte Lehrer sein, habe ich mir gedacht. Es gibt Seminare, Ladi, und du bist jung.

Aber ich bin dumm und habe einen Schädel aus Holz Wie kann ich Lehrer werden . . . Und dann ist der Hof . . .

Versuch es nur, sagte sie und küßte ihn.

Da verkaufte der Narr alles, was er hatte, zog in die Stadt und studierte. Aber er sah, daß nichts aus ihm wurde, und man schüttelte den Kopf über seinen unnützen Fleiß. Die Präparanden nannten ihn den „Studienrat" und es war Mitleid in ihrem Hohn.

Und der Narr freute sich auf die Ferien, obwohl er kein Heim mehr hatte, und er traf spät abends, wie er ging und stand, ein . . . und es war Jeronim, derSchmied, bei ihr, ein reicher Mann, der den Beinamen „der Athlet" führte.

Der Athlet warf den Narren die Treppe herab, und sie stand dabei und tat keinen Einspruch . . .

„Und sie kam auch nicht zu mir, als ich im Fieber lag . . ., denn ich schlug auf den Eisenbottich auf, der im Flur stand . . . und davon habe ich meinen Defekt . . . hihihihahahaksks . . .

Ja, ich habe sie verflucht, und sie soll nicht Glück noch Liebe haben . . .

Nein, nein, heilige Gottesmutter, möge es ihr gut gehen . . . Sie war ein Himmel aus weicher Seide . . . und was hatte sie doch für prächtiges Haar! . . ."

Seite an Seite . . .

Von **Béla Révész.**

Die Freundschaft Marx—Engels ist eine der rührendsten Erscheinungen der Weltgeschichte. Wir wissen von ihnen, daß sie von ihrer Jugend auf bis zu ihrem Alter, ja bis zu ihrem Tode nebeneinander, Seite an Seite, gestanden sind.

Sogar in den einzelnen Aeußerlichkeiten ihrer Erscheinung haben sie einander ergänzt.

Marx entstammt einer Rabbinerfamilie, er ist braun, schlampig, vollblütig; die Umgebung Engels besteht aus frommen Christen, sein Aeußeres ist germanisch: blond, weltmännisch, gemütlich.

Die lodernden, schwarzen Augen von Marx erspähen die Theorien, die lichtblauen Augen Engels' entdecken die Praxis. Sie arbeiten zusammen und vermischen sich untereinander, wie sich dem Gedanken das Wort, seine Offenbarung zugesellt . . .

Marx ist der Arme, Engels der Begüterte, und Engels nimmt die Arbeit in der Fabrik, im Büro auf sich, damit Marx schaffen kann. Auch in dieser Beziehung wollten, formten und festigten die beiden Genies den Bund und nie kehrte ihnen das Geld, dessen Wesen sie so gut kannten, sein hinterlistiges Gesicht zu.

Für das Prophetenleben Marx' sorgt Engels' Bereitwilligkeit; die andere Grundlage für das „Kapital" sind die brotbesorgenden Pfunde Engels'.

Einander soweit angepaßt, Vernunft neben Vernunft, Glaube an Glaube, ganz verschlungen in ihrer Arbeit, kein Höcker im Lauf der zwei Kometen! Kann man an Marx denken, ohne daß neben ihm sofort Engels ertönt? . . .

Der verschlungene Lebensweg beider Geister ist uns bekannt, doch würde uns auch die hinter den Geheimnissen verbergende Erscheinung interessieren, wir möchten erkennen, in welcher Form sich ihre vereinten Seelen der Menschheit offenbarten.

Die emporbrausende, ineinandersinkende Feuersäule zweier solcher Geister ist ein anziehendes' wunderbares Geheimnis. In jedem Werke ahnen wir den großartigen Vorgang, doch nur in einem wird er greifbar.

Von der Agitation Marx—Engels, von den Artikeln, den Studien der zwei Kämpfer vor und nach der Februarrevolution konnten die Geschichtsschreiber feststellen, wie weit sie die Arbeit von Marx, wie weit sie die Arbeit von Engels war. Sie können auch von der mit der Revolution zusammenhängenden Bewegung feststellen, wo Marx auf seinem Pionierplatz steht und von wo aus Engels tätig war. Gleichzeitig bewegen sie sich, sie wollen dasselbe, doch sehen wir noch ihre persönliche Energie. . . . Die Sehermanifestation des Kapitals ist der vereinte Geist Marx—Engels, doch Forscher und Analytiker können feststellen, wo Engels Marx behilflich war.

Die Tochter Marx' schreibt die, nur als Aufzeichnung gedachten, doch von höchster Kraft strotzenden Zeilen:

„Engels kam jeden Tag zu meinem Vater. Sie gingen im Zimmer auf und ab. Jeder für sich, auf der entgegengesetzten Seite, und debattierten. Die Debatte war manchmal so hitzig, daß sie garnicht merkten, daß sie stundenlang der Wand entlang auf- und abgehen; sie kehrten bei der Leiste um und begannen von neuem; so gingen sie ohn' Ermüden, jeder seinen Weg. Die aufgetauchten Fragen beherrschten ihr ganzes Wesen und oft geschah, daß sie in der Hitze des Wortgefechtes aufeinander vergaßen. Der Gedanke allein trieb sie an, sie debattierten solange mit sich selbst, bis sie es bemerkten, was mit ihnen geschehen, da hielten sie plötzlich inne, schauten einander an und lachten aus voller Kehle . . ."

Die einfachen Worte erwecken eine Vision, ihr Lebenshauch ist derart heiß, daß die angefachte Vorstellungskraft sieht, wie die beiden Geistesheroen nebeneinander brennen und lodern; der Motor des Genies treibt jeden für sich allein an, doch das Um und Auf der Erörterungen, des Vertiefens, der Träumerei ist die Gemeinschaftlichkeit. . . .

Ununterbrochen reiben sie sich aneinander, Seele an Seele. Sogar die kleinlichen Geschehen des Alltags sind bei ihnen zwillingsartig.

Der einsame, stolze Held Marx entblößt sich vor Engels:

„Meine Frau ist krank, Jennychen auch, Lenchen hat Nervenfieber. Einen Arzt kann ich nicht rufen, ich habe doch kein Geld für die Arznei. — Seit acht bis zehn Tagen füttere ich meine Familie mit Kartoffeln und weiß nicht, ob ich heute selbst für die Geld haben werde. Ich schulde dem Bäcker, dem Milchhändler, dem Greisler, dem Fleischhauer. Was soll ich mit all dem Dreck machen? . . ."

Und unmittelbar vor den weltschaffenden Taten ertönt die Glockenstimme Marx':

„Ich glaube nicht, daß man noch je in solcher Geldnot über das Geld geschrieben hat . . ."

Das Kreisen einer Seele, die sich in der Hülle zweier Menschen mit Tränen, Jauchzen und Tragödien immerfort sucht, sich vermischt und wieder findet, steigt aus diesen Dokumenten empor.

Wir tasteten nach dem Geheimnis des Werdens, als wir das „Kommunistische Manifest" in die Hand bekamen.

Die Seher-Seelen ergießen erhitzt ihre glühenden Strahlenbündel, so wie der alles erreichende Lichtstrahl des Sonnenkörpers aus zusamengesetzten Kräften entstand.

Marx — Engels vereinten sich in diesem Werk als ein Doppelbegriff, der in einem Strahl verläuft. Nicht einmal die um sich tappende Sprachforschung kann hier Marx von Engels trennen. Aus dem Texte des „Kommunistischen Manifestes" können die Gelehrten nicht feststellen, welchen Teil Marx, welchen Engels geschrieben.

Jede Nachforschung versinkt in die klassische Harmonie: Seite an Seite . . .

Seite an Seite . . . wie sie in jeder Sekunde der Minute für einander gelebt, wie sie sich voreinander nackt preisgegeben, wie sie im Käfig des einzigen Zimmers nebeneinander geflackert und gelodert haben, die Enge des Raumes zum All wurde, die Zimmerwände waren wie weggefegt und auf der Unendlichkeit des Gedankens schweben die Seelen brüderlich dahin.

Deswegen sind die Worte des „Kommunistischen Manifestes" wie die des Evangeliums:

„Das Proletariat rekrutiert sich aus allen Klassen der Bevölkerung."

Die Wahrsagung, die die Zukunft zeigt:

„Alles, was fest dagestanden, löst sich auf, von jeder Scheinheiligkeit fällt der Schleier . . ."

Die Warnung, die seit Generationen mit der Kraft der Wahrheit blitzt:

Die Bourgeoisie hat nicht nur die Waffen geschmiedet, die ihr den Tod bringen, sie hat auch die Männer erzeugt, die diese Waffen führen werden."

Der erweiterte Horizont:

„Der Kampf wird zur Revolution."

Das beflügelte Orkanwort:

„Das Proletariat, die unterste Schicht der jetzigen Gesellschaft, kann sich nicht erheben, nicht aufrichten, ohne daß der ganze Ueberbau der Schichten, die die offizielle Gesellschaft bilden, in die Luft gesprengt wird."

Und das hymnenartige Brausen der Weltorgel:

„Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen."

Das „Kommunistische Manifest" ist wie der Schrei Gottes: Es werde Licht! . . .

Aus dem Ungarischen. Dr. Frieda Por.

Helenenhof. **Helenenhof.**

Auf Bemühen des **Bezirksrates der Zentralorganisation der Fachverbände der Kopfarbeiter und des Journalistensyndikates** findet heute, den **20. Juli** im Falle ungünstiger Witterung am **27. Juli** eine

Sommer-Redoute

mit großem Programm statt: Pfandlotterie (jedes Los gewinnt), Prämiierung des schönsten Kleides, Tanz, Künstlerspiele, Feuerwerk und viele Ueberraschungen. Musikalische Leitung: Teodor Ryder.

Helenenhof. **Helenenhof.**

Deutsche Soz. Arbeitspartei Polens

Ortsgruppen „Lodz-Zentrum" und „Lodz-Süd".

Am Sonntag, den 27. Juli l. J., veranstalten beide Ortsgruppen im Garten **„Sielanka"** an der Pabianicer Chaussee (letzte Haltestelle vor der Brücke — Trambillett für 10 Groschen) gemeinsam das diesjährige

große Gartenfest

verbunden mit **Scheibenschießen, Kahnfahrt, Glücksrad, amerikanischer Verlosung, Kinderumzug, Aufstieg zweier Luftballons, Gesangsvorträgen des Männer- und gemischten Chores** des Deutschen Kultur- und Bildungsvereins „Fortschritt" u. and., Mitwirkung der Jugend.

Musik liefert das **Widzewer Feuerwehrorchester** unter der bewährten Leitung des Kapellmeisters **Chojnacki.**

Der Garten ist für Ausflügler schon von 9 Uhr morgens ab geöffnet.

Eintritt 1 Zloty. Kinder frei.

Warum schlafen Sie auf Stroh?

wenn Sie unter günstigsten Bedingungen, bei wöchentl. Abzahlung von **5 Zloty** an, **ohne Preisaufschlag, wie bei Barzahlung, Matratzen** haben können. (Für alte Kundschaft und von ihnen empfohlenen Kunden **ohne Anzahlung**) Auch **Sofas, Schlafbänke, Tapczans und Stühle** bekommen Sie in feinster und solidester Ausführung Bitte zu besichtigen, ohne Kaufzwang!

Tapezierer P. Weiß

Beachten Sie genau die Adresse:

Sienkiewicza 18 Front, im Laden.

Wie kommen Sie zu einem schönen Heim?

Zu sehr guten Zahlungsbedingungen erhalten Sie **Ottomanen, Schlafbänke, Tapczans, Matratzen, Stühle, Tische.** Große Auswahl stets auf Lager. Solide Arbeit. Bitte zu besichtigen. Kein Kaufzwang.

Tapezierer

A. BRZEZINSKI,

Sienkiewicza 52

Frontladen, Ecke Nawrot.



Zubardzer Kirchen-Gesang-Verein

in Zabieniec im Garten des Herrn G. Lange (rechts, 5 Minuten von der Haltestelle Zabieniec) heute, Sonntag, den 20. Juli,

großes Gartenfest

Viele Ueberraschungen: Gesang, Stern- und Scheibeschießen, Pfandlotterie, gute Musik, reiches Büfett.

Bei ungünstiger Witterung findet das Fest am 27. Juli statt. 5052

KINO SPÓŁDZIELNI

SIENKIEWICZA 40.

Kino im Garten!

Heute und folgende Tage:

Erschütterndes Liebesdrama eines Sohnes des Ostens und einer schönen Europäerin.

„Liebesmärchen"

(Die Liebe eines Tscherkessen)

In den Hauptrollen: **Rod la Rocque** der Liebling der Frauen

und die Schöne

Marcelina Day.

Nächstes Programm:

Der Phänomenale DOUGLAS FAIRBANKS im Film „Die eiserne Maske".

Eintrittspreise bedeutend ermäßigt: an Wochentagen: 1. Platz 1 Zl., 2. Platz 80 Gr., 3. Platz 60 Gr.; an Sonn- u. Feiertagen: 1. Platz 1.50 Zl., 2. Platz 1 Zl., 3. Platz 75 Gr. Zur ersten Vorstellung alle Plätze zu 60 Gr. — Für Mitglieder 80 Groschen

---

Znak zastrz.

Schnell- und harttrocknenden englischen

Leinöl-Firnis, Terpentin, Benzin,

Oele, in- und ausländische Hochglanzemaillen, Fußbodenlackfarben, streichfertige Oelfarben in allen Tönen, Wasserfarben für alle Zwecke, Holzbeizen für das Kunsthandwerk und den Hausgebrauch, Stoff-Farben zum häuslichen Warm- und Kaltfärben, Lederfarben, Pelikan-Stoffmalfarben, Pinsel sowie sämtliche Schul-, Künstler- und Malerbedarfsartikel

empfiehlt zu Konkurrenzpreisen die Farbwaren-Handlung

Rudolf Roesner Lodz, Wólczańska 129 Telephon 162-64



Große Auswahl inländ. u. ausländ. Kinderwagen, Metallbettstellen, amerik. Wringmaschinen, Polstermatratzen und hygienische patentierte Drahtmatratzen für Holzbettstellen nach Maß. Am billigsten und zu den günstigsten Bedingungen nur im

Fabriklager

„Dobropol"

Lodz, Piotrkowska 73, im Hofe. Tel. 158-61.



Ich bin ein ersparter Zloty!

Viele solcher Zlotystücke kann ein jedermann in der Tasche behalten, wenn er seinen Bedarf an

Herren-, Damen- und Kindergarderoben

deckt bei

K. WIHAN Inhaber Em Scheffler

Lodz, Glowna-Straße 17

Dr. med.

Albert Mazur

Facharzt für Hals-, Nasen-, Ohren- und Kehlkopfleiden

Wschodniastr. 65 Tel. 166-01

Sprechstunden von 12.30—1.30 u. 5—7 Uhr

Sonn- u. Feiertags 12—1

Dr. med. Z. RAKOWSKI

Spezialarzt für Hals-, Nasen-, Ohren- u. Lungen-Leiden

Konstantiner Nr. 9 Tel. 127-81

Sprechstunden von 12—2 u. 5—7; in der **Heilanstalt Zgierska 17** von 10—11 und 2—3 Uhr nachm.

Dr. med.

HEINRICH RÓŻANER

Narutowicza № 9 (Dzielna) Tel. 128-98

Spezialist v. Haut-, venerischen u. Geschlechtskrankheiten

Empfängt von 8—10 und 5—8.

Heilung mit Quarzlampe. Separater Wartesaal f. Damen

Konzessionierte

Zuschneide- u. Nähkurse

und

Modellierung von Damen- u. Kindergarderoben sowie Wäsche, vom Kultusministerium bestätigt

„JÓZEFINY" Existiert vom Jahre 1892

Diplomiert durch die Kölner Akademie, ausgezeichnet mit goldenen Medaillen auf den Ausstellungen in Belgien, Warschau und Lodz, sowie Ehrendiplomen für künstlerische Schnitte. Der Schnitt wird vermittels eines neuartigen Systems gelehrt, wie es auf den ausländischen Akademien angewendet wird, u. zw. theoretisch und praktisch. Den Absolventen der Kurse werden Zeugnisse ausgestellt. Für Zugereiste ist Unterkunft vorhanden. Einschreibungen werden täglich getätigt.

Petrikauer 163.

Bei den Kursen erstklassige Schneiderwerkstatt. Es werden Papiermodelle angenommen. Im Juli ermäßigte Preise.

Anzeigen haben in der Lodzer Volkszeitung **stets guten Erfolg!**

Alte Gitarren und Geigen

kaufe und repariere, auch ganz zerfallene.

Musikinstrumentenbauer

J. Höhne,

Alexandrowska 64.

Zimmer und Küche

sofort zu vermieten. Neue Ziegelstraße 66, Frenkel.

Zahnärztliches Kabinett

Glowna 51 Londowska Tel. 74-93

Empfangsstunden ununterbrochen von 9 Uhr früh bis 8 Uhr abends.

Tagesneuigkeiten.

Die Fleischer drohen mit dem Streik.

Seit einigen Tagen verlangen die Lodzer Fleischer eine Erhöhung der Preise für Schweinefleisch und den Erzeugnissen daraus. Wie wir bereits berichteten, hatte die Preisfestsetzungskommission die Erhöhung der Preise um 5 Prozent beschlossen, doch hatte der Magistrat diesen Beschluß nicht bestätigt. Gestern begab sich eine Abordnung der Fleischer nach dem Wojewodschaftsamt, wo sie eine Denkschrift niederlegte. In der Denkschrift wird eine Erhöhung der Fleischpreise gefordert. Die Abordnung wurde vom Leiter der Verpflegungsabteilung Ladewski empfangen, der erklärte, daß die Bestätigung des Beschlusses der Preisfestsetzungskommission durch den Magistrat nur bis zu einer neuen Sitzung der Preisfestsetzungskommission hinausgeschoben worden sei. Die Fleischer erwiderten, daß sie unbedingt in den Streik treten würden, wenn die Preisfestsetzungskommission nicht abermals die Erhöhung der Preise beschließen sollte. (a)

Häuserbau am laufenden Band.

Eine Bauunternehmerfirma in den Vereinigten Staaten, die den Bau von Stahlhäusern betreibt, hat einen neuen Schnellbauplan ausgearbeitet, der es ermöglicht, in einer Rekordzeit ein acht Zimmer fassendes Haus zu errichten und schlüsselfertig zu machen. Unter Benutzung des Stahls für das Gerippe, eines verbesserten und dauerhaften Asbeststoffes für die äußeren Mauern, eines Patentstucks, der gegen Risse und Spalten gesichert ist, und eines vereinfachten Verfahrens der Rohrlegung können Häuser am laufenden Bande fabrikmäßig so mühelos wie Automobile hergestellt werden. Neuyorker Architekten erklären, daß in Kürze Häuser in Fabriken hergestellt und nach dem gewünschten Ort übergeführt werden könnten, wo man das fertige Gebäude nur auf den Grundstein zu montieren brauche. Ein Hauseigentümer könne genau die Zahl der Zimmer, die er brauche, und den von ihm gewünschten Stil der Ausführung bestellen. Werde später das Haus für die Familie zu eng, so brauche er sein Haus nicht zu verkaufen und ein neues bauen, sondern er habe nur nötig, im Verzeichnis der Firma die Zimmer auszusuchen, die er benötige, und diese in Auftrag zu geben. Sie würden ihm dann übersandt und dem Hause, das er bereits besitze, einfach „angegliedert".

Gartenfest der D.S.A.P.

Die Ortsgruppenvorstände Lodz-Zentrum und Lodz-Süd haben nun wiederum auf das sorgfältigste alle Vorbereitungen für ihr am nächsten Sonntag, den 27. Juli, im Park „Siellanka" an der Pabianicer Chaussee stattfindendes Gartenfest getroffen. Hoffentlich ist ihnen diesmal der Wettergott hold und verhilft ihnen zu einem allseitigen Erfolg. Bei schönem Wetter verläßt der Lodzer an den Sonn- und Feiertagen zu gern die dumpfe Stube der Mietkasernen, um in den Wäldern der näheren und weiteren Umgebung unserer Großstadt im kühlen Schatten der Bäume Erholung zu genießen.

Die Wahl des Ausflugsortes für den nächsten Sonntag dürfte diesmal niemandem schwerfallen, das Ziel wird der herrliche Siellankapark sein, der wirklich eine Erholungsstätte für jedermann bildet. Dazu hat das Festkomitee der beiden Ortsgruppen soviel Arbeit und Sorgfalt aufgewendet, daß im voraus gesagt werden kann: dieses Gartenfest wird ein wirkliches Volksfest werden. Man möge also jetzt schon für den 27. rüsten und sich vornehmen: am nächsten Sonntag zum Gartenfest der D.S.A.P. nach „Siellanka".

Von der Freiwilligen Feuerwehr.

Die Verwaltung der Lodzer Freiwilligen Feuerwehr gibt bekannt, daß die Sammellisten sowie das Geld nicht nur in der Kanzlei der Feuerwehr, Sienkiewicza 54, sondern auch in der 1a. Abteilung — Zgierska 47, in der 1. Abteilung — 11. Listopada 4, und in der 4. Abteilung — Napiorkowskiego 62/64, abgegeben werden können.

Tragischer Unfall.

Am Freitag ereignete sich in der Pomorska 181 ein schwerer Unfall. Als die Einwohnerin dieses Hauses Frau Berta Lange nach Hause kam und ihre Wohnung öffnen wollte, mußte sie feststellen daß sie den Schlüssel verloren hatte. Sie bat deshalb den Sohn des Hausbesitzers, Benno Kurtz, das Fenster ihrer Wohnung, das nach dem Hofe führte, von außen zu öffnen, in die Wohnung zu dringen und von innen die Tür zu öffnen. Da die Wohnung der Frau Lange sich in der ersten Etage befindet, brachten beide eine Leiter herbei. Kurtz bestieg dieselbe, während Frau Lange sie unten festhielt. Da das Fenster aber fest geschlossen war, kostete es dem Kurtz viel Mühe, ehe die Flügel nachgaben. Als sich dann die Fensterflügel mit einem Ruck öffneten, verlor Kurtz das Gleichgewicht, stürzte von der Leiter und fiel so unglücklich auf Frau Lange, daß sich diese ein Bein brach, so daß die Knochensplitter durch das Fleisch drangen, während Kurtz mit heiler Haut davonkam. Die städtische Rettungsbereitschaft erteilte Frau Lange die erste Hilfe und schaffte sie nach einem Krankenhaus.

Ein ungewöhnlicher Unfall trug sich gestern in der Brzezinska zu. Ein Straßenbahnwagen der Linie Nr. 1 befand sich kurz vor der Endstation, als plötzlich ein starker Stoß erfolgte und ein furchtbarer Schrei einer Frau ertönte. Der Wagen wurde sofort zum Halten gebracht, da man an eine Katastrophe glaubte. Von der Bank stürzte aber nur eine Frau, die stark zu bluten begann. Als man ihr zu Hilfe eilte, stellte man fest, daß ein unter dem Sitz befindlicher Kessel geplatzt und daß ein Eisenstück die Bank durchschlagen und in den Körper der Frau gedrungen war. Sofort wurde die Rettungsbereitschaft gerufen, die die Verletzte nach dem Bezirkskrankenhaus überführte. Dort stellte sie sich als die Brzezinska 166 wohnhafte Marja Deda heraus. (b)

Blutige Prügelei zwischen Betrunkenen.

In der vorvergangenen Nacht gegen 2 Uhr entstand bei der Kreuzung der Konstantynowska und Zachodnia unter einigen betrunkenen Personen eine Prügelei, die schließlich ernste Formen annahm. Jemand von den Vorübergehenden lief auf den Plac Wolnosci und alarmierte die Polizei. Als die Raufhelden die Polizei erblickten, verließen sie in wilder Panik den Kampfplatz, den Weg mit Blutspuren bezeichnend. Am Orte verblieben nur zwei schwer verwundete Personen, und zwar der 25jährige Musiker Antoni Gembicki, Drewnowska 63, sowie der 43jährige Hausdiener Wojciech Ludwisiak, Polnocna 21. Die Erwähnten wurden nach dem Lokal des 5. Kommissariats gebracht, wo der Arzt der Rettungsbereitschaft ihnen Hilfe erteilte. Die Ausreißer werden von der Polizei gesucht.

Ein Lodzer Betrüger gibt in Kattowitz Gastspiele.

Vor einiger Zeit berichteten wir von der Aushebung einer Betrügerbande, die sich mit dem Fälschen von P.K.O.-Sparbüchern befaßte. Die Fälscherbande arbeitete in Lodz und der näheren Umgebung. Es hat sich nun herausgestellt, daß damals nicht die ganze Bande ausgehoben worden ist. Einigen Mitgliedern der Bande gelang es, sich der Verhaftung zu entziehen. Diese Verbrecher verstreuten sich in ganz Polen, gaben aber kein Lebenszeichen von sich. Erst Donnerstag wagte einer der Banditen einen Raubzug. Die Polizei in Lodz erhielt gestern die Meldng, daß der Lodzer Einwohner Jan Grabowski in Kattowitz versucht hat, mit einem gefälschten P.K.O.-Sparbuch Betrügereien zu begehen. Grabowski kam Donnerstag nachmittag in einen Juwelierladen in Kattowitz und suchte sich einen Brillantschmuck für 6000 Zloty aus. Dann nahm er ein P.K.O.-Buch aus der Tasche und schrieb eine Anweisung aus. Ein Angestellter der Firma wurde auf das Postamt geschickt, wo er den Scheck einlösen sollte. Der Angestellte ging an den Schalter und verlangte die Auszahlung der 6000 Zloty. Er bekam das Geld aber nicht, sondern wurde von dem im Postgebäude diensthabenden Polizisten festgenommen. Der Postbeamte hatte bemerkt, daß auf das Buch 10 Zloty eingezahlt und dann drei Nullen zugeschrieben worden sind. Das Buch lautete auf den Namen Jan Grabowski. Der festgenommene Angestellte der Firma sagte aus, wie es sich mit der Anweisung verhält. Sofort wurden zwei Geheimagenten der Polizei unter die durch den Verhafteten angegebene Adresse geschickt, die den sauberen Vogel verhafteten. Der Betrüger erwies sich als der Jan Grabowski aus Lodz, der vor einigen Tagen nach Kattowitz gekommen war.

Selbstmordversuch eines Lodzers in Warschau.

Gestern stürzte sich der 22jährige Lodzer Einwohner Marjan Zielenski in Warschau von der Kierbiedza-Brücke in die Weichsel, um sich das Leben zu nehmen. Der Mannschaft eines in der Nähe befindlichen Motorbootes der Flußpolizei gelang es, den Lebensmüden zu retten. (w)

Furchtbare Rache einer Frau.

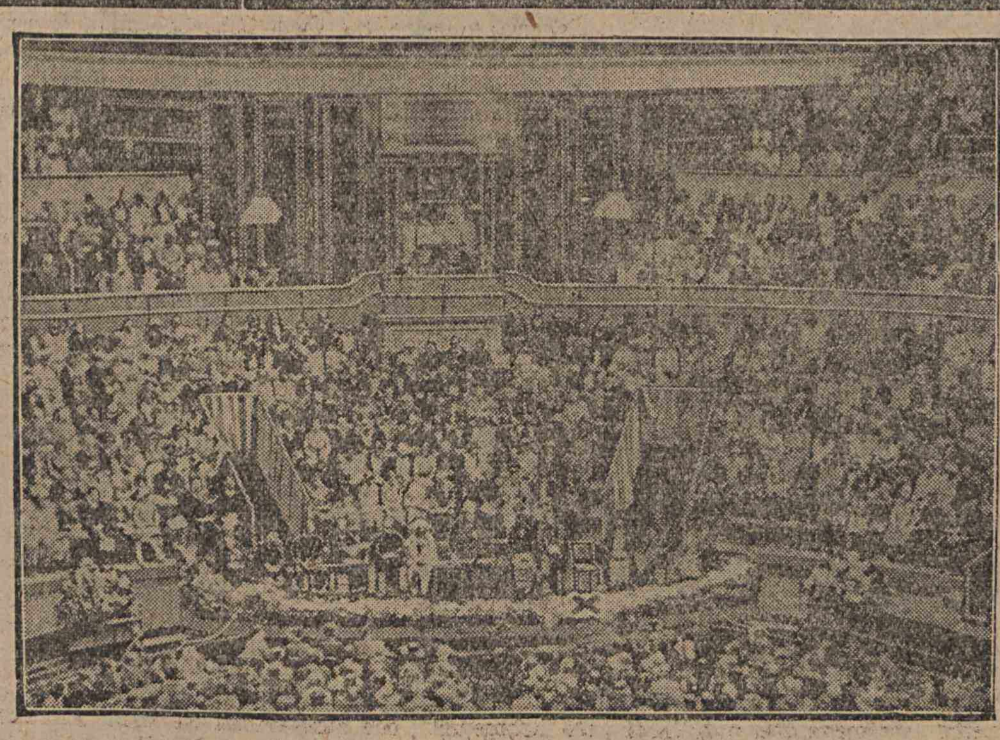
In der Lipowa 55 wohnte das Ehepaar W., das kinderlos war und in Frieden lebte. Vor einiger Zeit erkrankte der Mann und mußte sich nach Krynica begeben. Als er zurückkehrte, ohne seine Ankunft seiner Frau mitgeteilt zu haben, überraschte er diese mit dem 27 Jahre alten Nathan Edelist. W. warf seine Frau aus dem Hause, die sich zu ihren Eltern nach Pabianice begab. Edelist suchte eine Sommerwohnung in Czarnecka Gura auf, wo er sich an andere Frauen heranmachte. Als Frau W. erfuhr, daß sie von ihrem Geliebten betrogen werde, begab sie sich nach Czarnecka Gura und machte Edelist Vorwürfe. Schließlich söhnten sich beide aus und begaben sich in das Zimmer der Frau W. Hier holte die Frau plötzlich ein Rasiermesser hervor, mit dem sie Edelist, ehe es dieser hindern konnte, den Geschlechtsteil wegschnitt. In sehr bedenklichem Zustande wurde er nach dem Sanatorium gebracht. Die Frau ergriff die Flucht und konnte bisher nicht ermittelt werden. (a)

Die Eisenplatte auf den Fuß gefallen.

Gestern früh wurde dem zehnjährigen Isaak Alter, Zawadzka 37, durch eine Eisenplatte der rechte Fuß zerquetscht. Die herbeigerufene Rettungsbereitschaft brachte den Knaben nach dem Anne-Maria-Hospital.

Aus dem deutschen Gesellschaftsleben

Der Zubardzer evangelische Kirchengesangverein veranstaltet, wie aus der Anzeige hervorgeht, heute in Zabieniec im Garten des Herrn G. Lange (fünf Minuten rechts von der Haltestelle Zabiniec) ein großes Gartenfest. Der Damen-, Männer- und Gemischte Chor, unter der bewährten Leitung des Herrn Dirigenten A. Henke, hat in gesanglicher Hinsicht ein schönes Programm zusammengestellt, so daß mancher Sangesfreund heute gewiß auf seine Kosten kommen wird.



Hokuspokus um Conan Doyle.

Zu Ehren des kürzlich verstorbenen Kriminalschriftstellers Conan Doyle, des „Erfinders" von Sherlock Holmes und Führers der englischen Spiritisten, veranstaltete die Londoner Spiritistengemeinde in der riesigen Albert-Hall eine von 10 000 Personen besuchte Gedächtnisfeier. Auf dem Podium stand für den Geist des Verstorbenen ein leerer Stuhl (×). Nach der Feier erklärte eine Hellseherin, den Geist Conan Doyles auf dem Stuhl sitzen gesehen zu haben. (Siehe auch unter Scheinwerfer.)

Ziffern und Tatsachen vom Konstantynower Waldlande.

Hat die Initiative der Lodzer sozialistischen Selbstverwaltung ihre Aufgabe erfüllt?

Wiederholt haben wir in der „Lodzer Volkszeitung" die Angelegenheiten des Mieterschutzes und der Versorgung der breiten Bevölkerungsschichten mit Wohnungen behandelt. Die Lösung des Wohnungsproblems ist eng mit der Bauaktion verbunden. Das Mieterschutzgesetz wird illusorisch angesichts des systematischen Bevölkerungszuwachses, der Eheschließungen und der immer größeren Zahl der Untermieter. Deshalb unterstrichen wir immer mit Nachdruck die Notwendigkeit der Massenproduktion von Wohnungen, insbesondere von ein und zwei Zimmern.

Gerade das Fehlen dieser Wohnungen verursacht die Wohnungsübervölkerung, und was damit verbunden ist, übt einen ungünstigen Einfluß auf die gesundheitlichen, moralischen und sozialenVerhältnisse der Einwohner unserer Stadt aus. Das statistische Material sowie die Tatsache der Wohnungsarmut bestätigen nur, daß das Problem des Kampfes mit der Wohnungskrise eine brennende soziale Angelegenheit und wirtschaftliche Frage von erstklassiger Bedeutung wurde. Deshalb hat auch die Oeffentlichkeit die Initiative, welche die Beilegung der Krise zum Ziele hat, mit wirklichem Verständnis und Interesse aufgenommen.

Als auf dem Gebiet der Stadt Lodz die sozialistische Selbstverwaltung im Sinne ihres Wahlprogramms die Initiative zur Massenproduktion von kleinen Wohnungen ergriff, haben die Mieterverbände, sich von der Tragweite dieser Absichten Rechenschaft gebend, auf der allpolnischen Tagung der Mieterverbände der RepublikPolen dem Magistrat der Stadt Lodz ihre Anerkennung und zugleich ihre Verwunderung darüber ausgedrückt, daß der Magistrat, abgesehen von den finanziellen Schwierigkeiten, sich zu einer Tat aufschwingen konnte, die von größtem sozialem Verantwortungsbewußtsein zeugt.

Die städtischen Häuser auf dem Konstantynower Waldgelände (Montwill-Mirecki-Siedlung) sind teilweise fertig und ihrem Gebrauch übergeben worden. Wir verstehen sehr gut, was für eine schwere Aufgabe die Kommission hatte, welche vom Stadtrat zur Verteilung der Wohnungen gewählt wurde, wenn wir erwägen, daß von 2000 Gesuchen 1600 abgelehnt werden mußten, weil nur 420 Kandidaten Wohnungen erhalten konnten. Gerade darum werden die eingereichten Deklarationen derjenigen, die sich um eine Wohnung bewarben, mit den auf den Formularen angegebenen Daten ein unschätzbares Material für Statistiker und Soziologen aber auch ein schlagender Beweis für die Wohnungsnot unserer Zeit sein.

Möge es mir vergönnt sein, schon in diesem Artikel einige Ziffern und Tatsachen anzuführen, die ich bei diesen Einwohnern ermittelt habe, die Einzimmerwohnungen erhalten haben. Dieses Material zeigt uns, in welch furchtbaren Wohnungsverhältnissen diese Einwohner noch vor einer Woche gelebt haben. Die unten angeführten Zahlen beweisen unumstößlich, welche große soziale und erzieherische Rolle der sozialistische Magistrat erfüllt hat, indem er einige hundert Menschen aus Kellerwohnungen, Dachkammern, überfüllten, schmutzigen und nassen Wohnungen in helle, sonnige und reine Wohnungen gebracht hat. Aus dem von mir gesammelten und geprüften Material führe ich dasjenige von 20 Mietern der Einzimmerwohnungen an. Ich berücksichtige unten folgende Einzelheiten: Wo wohnte der Mieter früher, wieviel Personen wohnten zusammen, wieviel Familien in einer Wohnung, gesundheitliche Verhältnisse usw.:

1. Petrikauer 269, 1 Zimmer, 8 Personen, 2 Familien, Feuchtigkeit.
2. Lipowa 61, Kellerwohnung, 1 Zimmer, 8 Personen, 2 Familien, Feuchtigkeit.
3. Zamenhofa 29, 1 Zimmer, 10 Personen, 3 Familien, 1 Fenster, Feuchtigkeit.
4. Skladowa 14, Kellerwohnung, 1 Zimmer, 8 Personen, 1 Familie, Feuchtigkeit, ohne Fußboden.
5. Nowo-Cegielniana 19, Kellerwohnung, 1Zimmer, 11 Personen, 4 Familien, Pilz, durch die Wand Sickern der Exkremente des Aborts.
6. Franciszkanska 56, Kellerwohnung, 1 Zimmer, 10 Personen, 1 Familie, Feuchtigkeit.
7. 28. pulku Strzelc.Kan. 26, Kellerwohnung, 1Zimmer, 9 Personen, 2 Familien, 1 Fenster.
8. Wodny Rynek 9, 1 Zimmer, 11 Personen, 3 Familien.
9. 28. pulku Strzelc. Kan. 43, 1 Zimmer, 12 Personen, 3 Familien, sehr feucht.
10. Grabowa 15, 1 Zimmer, 11 Personen, 2 Familien, 1 Fenster.
11. Nawska 6, 1 Zimmer, 11 Personen, 3 Familien, Küche und Ofen aus Ziegel.
12. Nowo-Zarzewska 7, Dachwohnung, 1 Zimmer, 11 Personen, 2 Familien.
13. Nizka 6, Kellerwohnung, 1 Zimmer, 8 Personen, 2 Familien, 1 Fenster, finster.
14. Spacerna 7, Dachwohnung, 1 Zimmer, 9 Personen, 2 Familien.
15. Zgierska Szosa 51, Dachwohnung, 1 Zimmer, 13 Personen, 2 Familien, Feuchtigkeit.
16. Chlodna 6, 1 Zimmer, 8 Personen, 2 Familien, 1 Fenster.
17. Aleja 1-go Maja 20, 1 Zimmer, 10 Personen, 3 Familien, ohne Fußboden, finster ,feucht.
18. Abramowskiego 38, 1 Zimmer, 9 Personen, 2 Familien, 4. Stock, Gewürm in den Wänden.
19. 11. Listopada 50, 1 Zimmer, 11 Personen, 2 Familien, ohne Sonne, feucht.
20. Zakontna 61, Kellerwohnung, 1 Zimmer, 13 Personen, 3 Familien, feucht.
21. Rzgowska 42, 1 Zimmer, 12 Personen, 3 Familien, feucht.

In solchen Verhältnissen also wohnten die Mieter, die heute eine saubere Einzimmerwohnung auf dem Konstantynower Waldlande innehaben. Außer den Mietern aus Privatwohnungen wurden eine Menge Wohnungen an Bewohner von städtischen Baracken verteilt. Es ist kein Wunder, wenn für diese Leute der Tag der Unterschreibung des Vertrages im Magistrat ein Festtag war. Einige Zahlen, und was für reiches statistisches Material, um jegliche Demagogie der Gegner zu widerlegen, die nur mit Phrasen und falschen Schlüssen operieren, indem sie sich zu beweisen bemühen, daß die Bauaktion des Magistrats ihre soziale Aufgabe nicht erfüllen wird.

Wir geben uns auch darüber Rechenschaft ab, daß der festgesetzte Mietszins für manche Familie, welche eine Wohnung hätte bekommen müssen, ein Hindernis für die Bewerbung um eine solche war. Aber das sind Fragen, die von der Selbstverwaltung unabhängig sind, weil letztere wohl oder übel mit der Kalkulation rechnen mußte. Die Miete wird billiger werden, wenn ein sozialer Baufonds gegründet sein wird, aus welchem die Selbstverwaltungen und Mieterkooperativen die Mittel zur Deckung der hohen Zinsen für die durch die Landeswirtschaftsbank erteilten Kredite schöpfen werden. Dann wird auch die Amortisation der Anleihen ermöglicht werden, welche an und für sich zu einer systematischen Verbilligung des Mietszinses führen werden.

Wir kennen die Größe der Wohnungsnot und verstehen, daß das Konstantynower Waldland diese Frage nicht ganz löst (Lodz braucht jährlich mindestens 7000 Zimmer). Aber es kann zur Verringerung der Wohnungsnot in ganz Polen beitragen, indem es ein lebendiges Beispiel allen denjenigen Selbstverwaltungen gibt, denen noch bis jetzt der Mut zum Wohnungsbau fehlte. Und es darf nicht vergessen werden, daß eine Beilegung der Wohnungsnot nur auf sozialem Wege zu erreichen ist und daß die Versorgung des Menschen mit einem Dache über dem Kopfe eine ebensolche Notwendigkeit ist, wie Essen, Kleidung, Luft und Sonne.

Jan Haneman
Mitglied der Verwaltung der Vereinigung der Mieterverbände in der Republik Polen.

Der Leser hat das Wort.

Für diese Rubrik übernimmt die Schriftleitung nur die pressegesetzliche Verantwortung.

Für das Erholungsheim des Jungfrauenvereins der St. Johannisgemeinde.

Bekanntlich hat auch in diesem Jahre der Jungfrauenverein der St. Johannisgemeinde ein Erholungsheim für seine Mitglieder eröffnet, in dem lungenschwache Mitglieder Stärkung ihrer Gesundheit finden sollen. Die Zahl der schwächlichen Mitglieder ist auch in diesem Jahre eine recht beträchtliche und ist das Erholungsheim gegenwärtig völlig besetzt. Nur macht sich leider die so große wirtschaftliche Krisis auch bei uns darin bemerkbar, daß es nur wenigen Insassen des Heimes möglich ist, die Verpflegungsgebühr von 3 Zloty täglich zu entrichten. Dennoch sah sich der Vorstand des Vereins genötigt, auch den allerärmsten Mitgliedern, die gar nichts zahlen können, die Wohltat eines Sommeraufenthalts zu bieten, weil deren Gesundheit erfahrungsgemäß infolge von Entbehrungen am meisten durch Tuberkulose bedroht ist. Allerdings stellt dies an die Kasse des Jungfrauenvereins recht große Anforderungen, denen der Jungfrauenverein mit eigenen Kräften nicht nachkommen kann. Daher wende ich mich an alle, die ein Herz für unsere von der Tuberkulose bedrohte Jugend haben, mit der Bitte uns zu helfen den finanziell am schwächsten gestellten Mitgliedern die Möglichkeit einer Gesundheitsstärkung zu bieten. Vielleicht übernimmt dieses oder jene Gemeindeglied die Kosten eines Wochenaufenthalts eines Insassen, die 21 Zloty betragen. Aber selbstverständlich auch die kleinste Gabe für diesen Zweck wird mit großem Dank entgegengenommen. Gleichzeitig mache ich auch bekannt, daß die freien Spenden auf dem Kirchenplatze heute, Sonntag, sowohl nach dem Frühgottesdienst wie auch nach dem Hauptgottesdienst für obigen Zweck bestimmt sind und bitte ich herzlich, diese Spendensammlung freundlichst berücksichtigen zu wollen.

Pastor J. Dietrich.

Deutsche Sozial. Arbeitspartei Polens.

Achtung Vertrauensmänner Lodz-Zentrum. Montag, den 21. Juli, um 6 Uhr abends, findet im Parteilokal, Petrikauer Nr. 109, eine Sitzung der Vertrauensmänner unserer Ortsgruppe statt. Da wichtige Angelegenheiten zu erledigen sind, ist die Anwesenheit aller Vertrauensmänner unbedingt notwendig.

Der Obmann.

Achtung Schachsektion. Sonntag, den 20. d. M., früh 10 Uhr, findet im Lokale Petrikauer 109 ein Wettkampf zwischen der Schachsektion des Zwionzek Harcerstwa in Ruda-Pabianicka und der zweiten Gruppe der Schachsektion des „Fortschritt" statt. Die Mitglieder unserer zweiten Gruppe, die bisher an Wettkämpfen teilgenommen haben, oder jetzt teilnehmen wollen, werden ersucht, pünktlich zu erscheinen.

Deutscher Sozial. Jugendbund Polens.

Sitzung der Bezirksexekutive. Montag, den 21. d. M., um 7 Uhr abends, findet Petrikauer 109 eine Sitzung der Bezirksexekutive statt.

Lodz-Süd. Sonntag, den 20. Juli, um 3 Uhr nachmittags, findet in der Privatwohnung Kilinskiego 229 eine Zusammenkunft, verbunden mit Volkstänzen und anderen Spielen statt. Es ist Pflicht aller Jugendlichen unserer Ortsgruppe zu erscheinen.



Sommerzeit — Erntezeit.

Oben: Hoch türmen sich die Garben auf dem Erntewagen. Unten: Fleißige Nachlese.

Geschäftliches.

Durch Eigenfabrikation,

niedrige Kalkulation und großen Umsatz ist das Kaufhaus Julius Rosner stets ungewöhnlich leistungsfähig. Jetzt müssen die großen Lager restlos geräumt werden, um für die Herbst- und Winter-Neueingängen Platz zu schaffen. Um dies zu erreichen, veranstaltet diese Firma auch in diesem Jahre einen billigen Saison-Ausverkauf. In allen Abteilungen sind große Preisherabsetzungen vorgenommen worden, so daß sich jetzt die beste Gelegenheit zum günstigen Einkauf bietet.

Für den Ausverkauf sind bestimmt: große Posten Damenmäntel und Sommerkleider, Herrenanzüge und -paletots, ferner Herren- und Damenwäsche, Krawatten, Kragen, Trikotagen, Strümpfe usw. Auch die für die kommende Herbstsaison angefertigten Herren-Ulster werden im Vorverkauf um 20 Prozent billiger abgegeben. In der Schuhabteilung sind die Preise ganz bedeutend herabgesetzt und werden Herren- und Damenschuhe der allgemein bekannten Schuhfabrik Alfred Heine zu den Preisen von 20, 25, und 29,50 Zloty ausverkauft. Der beste Beweis für die Güte der Heineschen Schuhe ist der mit jedem Tage wachsende Kundenkreis.

Alle für den Ausverkauf bestimmten Garderoben, Schuhe, Wäsche, Krawatten usw. sind durchweg gute moderne Waren, die lediglich ausverkauft werden, um für die Herbst- und Winterwaren Platz zu schaffen. Ein Besuch ist unbedingt lohnend!

Aus dem Reiche.

Ein gemieteter Mörder.

Gräßliche Rache des Liebhabers.

Aus Lemberg wird berichtet: Peter Maciejko aus Podkamien (Kreis Brody) unterhielt seit längerer Zeit ein Verhältnis mit der 24jährigen Anna Jaczyszyn, einer Einwohnerin desselben Dorfes. Als jedoch die Jaczyszyn einem Kinde das Leben gab, ließ Maciejko seine Geliebte im Stich, wollte nichts mehr von ihr wissen. Die Verlassene wollte den Vater zum Zahlen der Alimente zwingen und wurde beim Gericht klagbar. Den Prozeß gewann sie, erhielt auch das Recht, auf dem Eigentum des Geliebten eine Versteigerung durchzuführen. Der gekränkte Maciejko beschloß, sich zu rächen. Da er nicht selbst Hand an die Mutter seines Kindes legen wollte, überredete er den 22jährigen Michael Groß, gleichfalls Einwohner des Dorfes, zum Morde an der ihm lästigen Anna Jaczyszyn. Für die Ausführung der Tat versprach Maciejko dem Groß eine größere Summe Geldes. Groß, von der Belohnung verlockt, rief Anna J. unter irgend einem Vorwande aus dem Hause und versetzte ihr zwei Messerstiche in den Bauch. Die Ueberfallene brach blutüberströmt zusammen und verlor das Bewußtsein. Groß ergriff die Flucht. — Hinzuzufügen ist, daß Maciejko, dem Kameraden nicht trauend, sich mit auf den Hof begab und somit Augenzeuge des Ueberfalles wurde. Die Polizei hat beide verhaftet und nach Brody geschafft.

Chojny. Sternschießen der Ortsgruppe der D. S. A. P. Am kommenden Sonntag, den 27. Juli, veranstaltet die Ortsgruppe Chojny der D.S.A.P. im Garten des Gen. Hartwig in Neu-Chojny, Dalekastr. 2, ein Sternschießen, verbunden mit Hahnschlagen für die Frauen und einem Scheibenschießen. Alle Mitglieder und Sympathiker unserer Bewegung sind zu dieser Veranstaltung höfl. eingeladen.

Kalisch. Gewitter und Brände. In Blizanow, Gem. Brudzew, Kreis Kalisch, schlug der Blitz während eines Gewitters in eine Windmühle ein. Die Walze und der Fußboden wurden beschädigt. Das Feuer wurde im Keim erstickt. — Im Dorfe Sluzkow, Gem. Koscielec, tötete Blitz einen gewissen Stanislaw Talar, 24 Jahre alt. ... derselben Zeit verbrannte vom Blitz auf dem Felde des Gutes Mycielin ein Roggenschober. — Im Dorfe Kamienna, Gem. Bduszki, entstand auf dem Anwesen des Adam Milisowski Feuer. Es verbrannten das Wohnhaus mit zwei angrenzenden Schuppen, sowie die Scheune im Gesamtwerte von 15 000 Zloty.

Lemberg. Tod am Galgen. Gegen 5 Uhr früh fand auf dem Hofe des Bezirksgerichts in Kolomäa die Exekution des Jan und Illasz Karpiszka statt, die im April 1929 folgende Personen ermordet hatten: Schönholz, Iwan Franczuk und Dacia Franczuk.

Sport.

Amerika gegen Italien 3:0.

Amerika und Frankreich wieder im Daviscup-Finale.

Paris, 19. Juli. Das Interzonenspiel des Daviscup zwischen Amerika und Italien brachte den Amerikanern die erwarteten Siege und Punkte. Jedoch leisteten die Italiener überaus hartnäckigen Widerstand. Der Amerikaner schlug de Mopurgo 3:6, 9:7, 10:8, 6:3; de Stefani — Allison 6:4, 9:7, 4:6, 6:8, 8:10.

Im Doppelspiel siegte Lott-Henessey gegen Mopurgo-Gaslini 5:7, 6:2, 6:4, 1:6, 6:3.

Somit hat sich Amerika die Teilnahme am Finale gegen Frankreich gesichert.

L. K. S. Ib gegen L. Sp. u. Tv. Ib 5:1 (3:1).

Das gestrige A-Klassemeisterschaftsspiel zwischen den Reserven der beiden Lodzer Ligavereinen endete mit einem überlegenen 5:1-Siege des L. K. S. Der Sieg der Roten war verdient. Der Tormann des Lodzer Sport- und Turnvereins versagte.

Die 15. Etappe der Tour de France.

Die 15. Etappe der Rundfahrt durch Frankreich, von Nizza nach Grenoble, sah den Italiener Guera als Sieger.

Vienna scheidet aus dem Mitropakampf.
Starker Sieg 3:2 (3:1).

Wien, 19. Juli. Das Retourspiel um den Mitropacup zwischen Sparta-Prag und Vienna endete mit einer großen Ueberraschung. Sparta, die in Prag die Vienna nur knapp 2:1 zu schlagen vermochte, konnte in dem Wiederholungsspiel auf Wiener Boden abermals einen Sieg davontragen. Die Tschechen lagen bis zur Pause mit 3:1 Toren in Führung, beschränkten sich nach Seitenwechsel nur auf die Verteidigung und siegten schließlich knapp, aber verdient 3:2.

Somit scheidet Vienna aus dem Mitropacup-Wettbewerb. Sparta qualifizierte sich durch diesen Sieg für die nächste Runde.

Wissenswertes Allerlei.

Die Taschentücher hatten nicht immer die Form, die sie heute haben; erst von 1875 an werden quadratische Taschentücher benutzt.

*

Butter wurde zuerst bei den Hebräern gegessen, während die frühen Griechen sie nur als Arznei und Salbe benutzten.

*

Kaffeeplantagen müssen, wenn sie ertragreich sein sollen, ungeheuer umfangreich sein, da ein Kaffebaum nur ein einziges Pfund Bohnen in jedem Jahre trägt.

*

Zahlreich sind die Städte, die ihren Namen geändert haben. In neuester Zeit wurde Petersburg bekanntlich in Petrograd und später in Leningrad umgetauft, während die Hauptstadt Norwegens, Kristiana, ihren altnorwegischen Namen Oslo wieder annahm. Paris hieß in früheren Zeiten Lutetia, Neuyork hatte ursprünglich den Namen New Amsterdam; Ottawa war als Rytown bekannt und Konstantinopel als Byzanz.

*

In Indien gibt es acht Millionen Kinderwitwen, von denen fast viertausend noch nicht einmal fünf Jahre alt sind. Großmütter mit zweiundzwanzig Jahren sind keine Seltenheit.

*

In der Türkei bilden Katzen eins der Hauptnahrungsmittel. Die türkischen Behörden stellen fest, daß das Katzenfleisch zart und und wohlschmeckend sei.

*

Aluminium kann so dünn ausgerollt werden, daß 4000 Blätter nur einen Zoll dick sind.

*

Schlangen werden vielfach gegessen, so ist bei den Negern der Südstaaten Amerikas gekochte Klapperschlange ein geschätztes Gericht. Auch die südamerikanische Anakonda oder die Wasserschlange wird mit Vorliebe gegessen.

*

In Tibet ist Gesetz, daß verheiratete Frauen nichts tun dürfen, um anderen Männern reizvoll zu erscheinen. Aus diesem Grunde müssen sie ihr Gesicht mit einer schwarzen Paste überstreichen.

*

Nach Ansicht der Gelehrten werden die dunkelhaarigen Völker die herrschende Rasse werden, da die Blonden immer seltener werden.

*

Eine Frau von siebzig Jahren hat kürzlich die Autolenkprüfung bestanden.

Radio-Stimme.

Sonntag, den 20. Juli.

Polen.

Lodz (233,8 M.).
10.15 Gottesdienst, 12.05 Schallplatten, 16.20 Musik aus Warschau, 16.30 Rechtswissenschaftlicher Vortrag, 16.50 Uebertragung aus Warschau, 17.25 Nachmittagskonzert, 18.45 Verschiedenes, 20.15 Populäres Konzert, 22 Uebertragung der Revue aus Warschau.

Warschau (212,5 kHz, 1411 M.).
15.50 Lieder, 17.25 Konzert, 20.15 Populäres Konzert.

Krakau (959 kHz, 313 M.).
12.10 Schallplatten, 15.50 Lieder, 17.25 Konzert, 20.15 Klavierkonzert.

Posen (896 kHz, 335 M.).
17.45 Kinderstunde, 18.30 Verschiedenes und Schallplatten, 20.30 Konzert, 21.30 Klavierkonzert.

Ausland.

Berlin (716 kHz, 418 M.).
7 Hafenkonzert, 13 Mittagskonzert, 17.05 Blasorchesterkonzert, 18.25 Nordische Lieder, 20 Populäres Konzert.

Breslau (923 kHz, 325 M.).
9 Morgenkonzert, 13.10 Unterhaltungskonzert, 15 Schallplatten, 18.30 Wiener Volksmusik, 20.15 Volkstümliches Konzert, 22.40 Tanzmusik.

Frankfurt (770 kHz, 390 M.).
7 Hafenkonzert, 10.30 Laienmusik, 11.15 Festakt anläßlich der Anwesenheit des Reichspräsidenten, 13.10 Schallplatten, 16.10 Nachmittagskonzert, 17.15 Festliche Ouvertüren, 20.15 Konzert, 23 Tanzmusik.

Königswusterhausen (983,5 kHz, 1635 M.).
10.45 Elternstunde, 13 und 18.30 Uebertragung aus Berlin, 20 Operette „Rosen aus Florida".

Prag (617 kHz, 487 M.).
7 Frühkonzert, 9, 11 und 12 Konzert, 20 Zitherkonzert, 20.20 Prager Blasquintett, 20.50 Jazzmusik.

Wien (581 kHz, 517 M.).
11.05 Musik, 13.05 Mittagskonzert, 15 Liedervorträge, 15.20 und 16.15 Konzert, 19 Kammermusik, 19.30 Gesangsvorträge, 20.40 Einakterabend, anschließend Abendkonzert.

Montag, den 21. Juli.

Polen.

Lodz (233,8 M.).
12.05 und 16.15 Schallplatten, 17.35 Briefkasten, 18 Leichte Musik, 19 Verschiedenes, 20 Radiostimme, 20.15 Internationales Konzert.

Warschau und Krakau.
16.15 Schallplatten, 18 Leichte Musik, 20.15 Internationales Konzert, 23 Tanzmusik.

Posen (896 kHz, 335 M.).
18 Solistenkonzert, 19.35 Mandolinenkonzert, 20.15 Internationales Konzert.

Ausland.

Berlin (716 kHz, 418 M.).
14 Schallplatten, 16.30 Lieder, 17.30 Jugendstunde, 19.05 Unterhaltungsmusik, 20.30 Internationales Konzert.

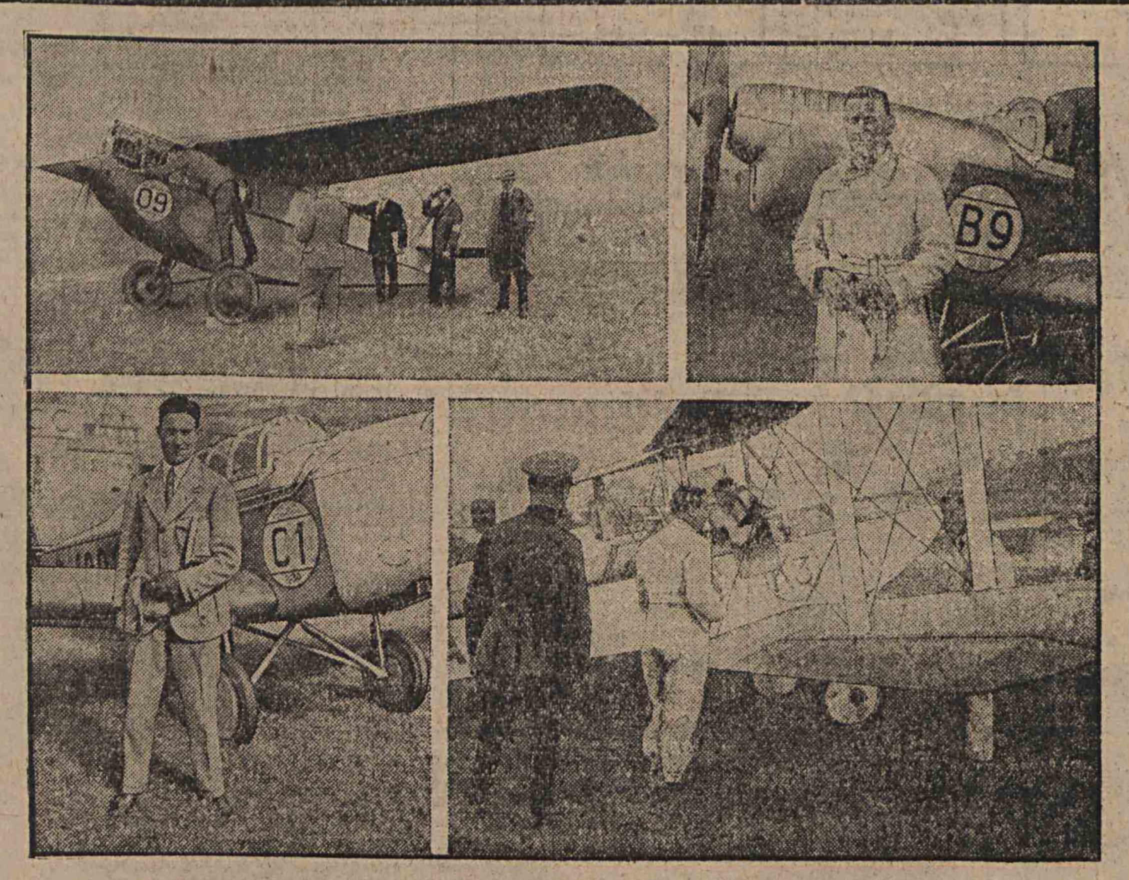
Breslau (923 kHz, 325 M.).
16.30 Unterhaltungskonzert, 19.05 Schallplatten.

Frankfurt (770 kHz, 390 M.).
7.30 Frühkonzert, 12.20 Kurkonzert, 16 Konzert, 19.30 Operettenmusik, 20 Komödie „Der eingebildete Kranke", 21.15 Abschiedskonzert Elisabeth Friedrich.

Königswusterhausen (983,5 kHz, 1635 M.).
14 und 16 Schallplatten, 16.30 Lieder, 18 Volkslieder, 20 Abendmusik, 21 „Kirmes".

Prag (617 kHz, 487 M.).
17 und 22.15 Konzert, 19.45 Klavierkonzert, 20.30 Internationales Konzert.

Wien (581 kHz, 517 M.).
15.30 Konzert, 17.30 Jugendstunde, 20.05 Violoncello-Abend, 20.30 Internationales Konzert, 22.30 Tanzmusik.



Die ersten Teilnehmer am Europa-Rundflug in Staaken eingetroffen.

Links oben: Zwirsko-Polen, daneben Dinort-Deutschland. — Links unten: Notz-Deutschland, daneben Broad-England. — Von allen Richtungen treffen die Teilnehmer am Europa-Rundflug in Berlin ein, um noch die letzten Vorbereitungen zur Kontrollabnahme zu treffen. Sonntag vormittag werden die Europa-Rundflieger auf die 7500 Kilometer lange Strecke geschickt.

Verantwortlicher Schriftleiter: Otto Heike.
Herausgeber Ludwig Kuk. Druck «Prasa», Lodz, Petrikauer 101



— Aber, Heinrich, was machst Du denn?
— Ach, ich male die Kirschen grün an, damit die Vögel denken sollen, daß sie noch nicht reif sind.

Theater- u. Kinoprogramm.

Stadt-Theater: Wilnaer Truppe: Sonntag „Żądza"
Revue-Theater im Staszic-Park: Täglich „Letni karnawał czyli Wszystko dla Was"
Casino: Tonfilm „Der verwunschene Strom"
Grand Kino Tonfilm „Die Troubadoure Amerikas"
Splendid: Tonfilm: „Die Versuchungen Europas"
Beamten-Kino: „Liebesmärchen"
Corso u. Mewa: „Der Held der Chinesenspelunke" und „Das Geheimnis des Postfaches"
Luna: „Das Mädchen vom Karussell"
Przedwiośnie: „Das Tüpfelchen auf dem I"